

Aus nah und fern

Blickwinkel auf Landschaft als Teil der Lebenswelt

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus welchem wir nicht getrieben werden können.
Sogar die ersten Eltern waren nicht daraus zu bringen.“⁴¹

Im Überblick

Wann finden Landschaften Eingang in die persönliche Erinnerung? Welchen Stellenwert nehmen beispielsweise „Paradiese“ der Kindheit oder andere landschaftliche Darstellungen in autobiografischen Manuskripten ein? In welchen Erzählzusammenhängen bringen Menschen Aspekte ihrer physisch-räumlichen Umgebung zur Sprache und welche Bedeutungen kommen ihnen zu?

Ausgangsmaterial unserer Untersuchung soll keine der Textsorten sein, in denen Landschaften bevorzugt Aufmerksamkeit finden und quasi zu deren inhaltlichen Standardmotiven gehören wie etwa in Reiseberichten oder Tourenbüchern. Wir setzen uns auch nicht mit ‚zeit-‘ bzw. ‚erlebnisnahen‘ Beschreibungen von Landschaften, zum Beispiel in Briefen oder Tagebucheinträgen auseinander, sondern konzentrieren uns bewusst auf (mehr oder weniger) ganzheitlich biografisch angelegte, aus der Retrospektive verfasste lebensgeschichtliche Darstellungen. In umfassenderen schriftlichen Lebensgeschichten hoffen wir, erinnerte Lebenspraxis auf eine Weise in räumliche Kontexte eingebettet dargestellt zu finden, die am zuverlässigsten unterschiedliche Betrachtungs- bzw. Präsentationsweisen von Landschaften „aus ihrer Mitte“, aus lebensweltlichen Zusammenhängen heraus, offenlegt.

Aus diesem Grund folgen wir zunächst auch nicht dem Vorschlag Albrecht Lehmanns, bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Erzählen über landschaftliche Umwelten möglichst klar „zwischen einer praktischen Nutzungsdimension und der Landschaftsästhetik zu unterscheiden“⁴², zumal diese Differenzierung, wie er selber fortfährt, angesichts der seit etwa einem Jahrhundert um sich greifenden bewussten Gestaltung und Kommerzialisierung landschaftlicher Schönheiten nicht unbedingt frei von Willkür ist.

Allerdings mussten wir sehr bald feststellen, dass der ästhetisch motivierten Wiedergabe von Landschaftsbildern in Erinnerungstexten der populären Autobiografik im Allgemeinen ohnehin recht wenig Raum geschenkt wird. Als Folge der Beschränkung auf retrospektiv verfasste Selbstzeugnisse ergibt sich jedenfalls die Hintanstellung von Fragen der Landschaftswahrnehmung zugunsten der Auseinandersetzung mit Landschaftsbildern und deren Repräsentationen. Ist die Wahrnehmung von Landschaften an sich schon ein Akt kultureller Konstruktion³, so beruht die Darstellung landschaftlicher Gegebenheiten

in Erinnerungstexten in mehrfacher Hinsicht auf kulturell präformierten (Re-)Konstruktionsleistungen, wie in den weiteren Abschnitten deutlich werden soll.

Zur Orientierung bei diesem Unterfangen soll uns der Begriff der Lebenswelt dienen, der in seiner Ausformulierung durch Alfred Schütz einen Ansatz zur deskriptiven Analyse der Konstitution von Alltagswelt darstellt. Dabei werden wir uns entlang jener elementaren Strukturen des Alltagslebens bewegen, die die Grundlage sozialer Erfahrung und sozialen Handelns, der Sprache und der komplexen historischen Welt des menschlichen Lebens überhaupt bilden.⁴

Die Materialgrundlage der Untersuchung bilden autobiografische Manuskripte aus dem Fundus der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, wo seit den frühen 1980er Jahren lebensgeschichtliche Schreibaktivitäten im Raum Österreich verfolgt, gefördert und dokumentiert werden.⁵ Insbesondere die Darstellung (historischer) ländlicher Lebenswelten hat außerdem eine lange Tradition in den Texteditionen der von Michael Mitterauer begründeten⁶ und nun vom Verein *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* herausgegebenen Buchreihe *Damit es nicht verloren geht ...*⁷

Die Annäherung an den Untersuchungsgegenstand erfolgte in mehreren Schritten. Zuerst versuchten wir, in möglichst offener Form ausführlichere Landschaftsthematisierungen in autobiografischen Manuskripten zu orten und inhaltlich wie kontextuell zu erfassen. Dabei orientierten wir uns vorerst an Hinweisen aus der Datenbank der Dokumentationsstelle, die durch nachfolgende Lektüre einer Auswahl von umfangreicheren Lebensdarstellungen von Personen ländlicher Herkunft unter demselben thematischen Fokus konkretisiert und detailliert wurden. Die allgemeinen empirischen Feststellungen des folgenden Abschnitts stützen sich einerseits auf die Analyse der einschlägigen Einträge in der Schlagwortdatei⁸, andererseits auf eine themenzentrierte Durchsicht von etwa zwei Dutzend autobiografischen Darstellungen von Personen, die im Zeitraum zwischen 1910 und 1960 in ländlichen Regionen, vor allem Österreichs, aufgewachsen sind. Im Verlauf dieses Untersuchungsgangs verfeinert sich aber unser Blick und konzentriert sich in der Folge nicht mehr auf besonders ausführliche Landschaftsbeschreibungen, sondern wir sehen grundsätzlich in jeder Thematisierung von Aspekten physisch-räumlicher Umgebung Erkenntnismöglichkeiten für eine lebensweltbezogene Analyse von Landschaftsdarstellungen in Autobiografien. In einem letzten Schritt werden wir zwei autobiografische Texte aus dem Fundus ländlich geprägter Lebensgeschichten einer genaueren kontrastierenden Analyse unterziehen.

Aus der Distanz

Ländliche, unterbäuerliche Schichten waren immer schon eine Zielgruppe der Schreibaufufe und -anregungen seitens der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* und sind in der Sammlung deshalb relativ stark repräsentiert.⁹ Bernd Jürgen Warneken und andere haben den Begriff der *popularen Autobiografik*¹⁰ für die ganze Vielfalt an selbstbezogenen schriftlichen Ausdrucksformen von Angehörigen „bildungsferner“ Schichten geprägt und Differenzen zur klassischen bürgerlichen Autobiografie herausgearbeitet. Beispielsweise wurden Charakteristika in der Schreiblegitimation oder den

Formen der Identitätsdarstellung von Angehörigen unterschiedlicher Bildungsschichten festgehalten.¹¹ Neben einer im Allgemeinen eher knapper gefassten Lebensdarstellung in den Texten von Menschen aus unteren Bildungsschichten wurde in den ersten Studien zu diesem Quellentypus offenkundig, dass Individualität in dieser Gruppe von Schreibenden weniger klar zum Ausdruck gebracht wird und zumeist hinter einer kollektiven Identität des „man“ oder „wir“ zurückgesetzt bleibt.¹² Zugleich finden sich in den Texten verstärkt explizite Ansätze zur Legitimation des eigenen Schreibens.¹³ Im schriftlichen Erzählen, insbesondere über den Kinderalltag, dominiert eine „Macht des Müssens“¹⁴, was zur Folge hat, dass subjektives Erleben und individuelles Handeln weitestgehend äußeren Zwängen unterschiedlicher Art (z.B. der Bewältigung des Mangels in Kriegs- und Krisenzeiten, dem Befolgen unhinterfragter religiöser Gebote oder sozialer Normen) untergeordnet gesehen wird. Dem zugrunde liegt jedoch, wie Warneken betont, kein tatsächlicher Mangel an Individualität – persönliche Spezifika kommen in den Texten sehr wohl in anderer Form zum Ausdruck –, sondern eher eine kulturspezifische Reserviertheit und Unterschiede in der Gewichtung dessen, was von der eigenen Person, ihrem Werdegang und subjektiven Empfinden in einem bestimmten kommunikativen Kontext für berichtenswert gehalten wird.¹⁵

Landschaften und ihre Veränderlichkeit waren in der Vergangenheit mit Sicherheit kein bevorzugtes Motiv der populären Autobiografie, ebenso wenig waren sie ein Thema der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihr. Die Frage nach der Landschaftswahrnehmung bzw. Landschaftsbildern in Selbstzeugnissen wird in Bezug auf diese Quellengattung also vorerst dahingehend zuzuspitzen sein, ob und inwieweit Aspekte physisch-räumlicher Umwelt in persönlichen Erinnerungstexten überhaupt als dokumentations- und überlieferungswürdig erachtet wurden bzw. werden.

In Anbetracht der oben skizzierten Spezifika populärer Autobiografie setzten wir die Erwartungen nicht sehr hoch. Besonders wenn man sich zudem die folgende Grundannahme literaturwissenschaftlicher Textanalyse unter landschaftsästhetischem Blickwinkel vor Augen hält, wird der Gegensatz deutlich: „Landschaft wird nicht in der Welt vorgefunden, die Welt wird vielmehr in eine Landschaft verwandelt, sobald sie sich der ästhetischen Erfahrung erschließt. Somit hat Landschaft ihre historischen Grenzen. Sich auf die Welt ästhetisch einstellen zu können, setzt die Möglichkeit des Abstandnehmens von Zweckorientierungen und die Möglichkeit der Wahrnehmungslenkung auf historisch unterschiedlich akzentuierte Gestaltqualitäten des Wahrnehmungsfeldes voraus.“¹⁶ Ganz im Gegensatz zu den angeführten Spezifika der populären Autobiografie erfordert die Wahrnehmung (bzw. Thematisierung) von Landschaft nämlich „[...] eine spezifische Einstellung, die sich von der des Alltagslebens abhebt und nur in Distanz zu dieser zu gewinnen ist“¹⁷.

Die aufgrund dieser Voraussetzungen zu erwartende Kargheit in Bezug auf die landschaftliche Einbettung von Lebenserzählungen wird in vielen, vor allem älteren populären Autobiografien augenfällig. Schreiber/-innen, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geboren wurden und die Notzeiten während, zwischen und nach den beiden Weltkriegen erlebt haben, haben vordringlich andere Erfahrungen zu berichten als jene eines ausgeprägten Landschafts- oder Naturerlebens. Menschen, die unter den Bedingungen vielseitigen materiellen Mangels aufgewachsen sind, thematisieren ihre räumliche Umgebung allenfalls unter der Perspektive existenzhaltender Tätigkeiten oder der Reaktion auf äußere Zwänge, und das zumeist in einem berichtsmäßigen Erzählstil.

Auch Ortswechsel erfolgen meist nur aus solchen Notwendigkeiten heraus und werden in knappen bis stereotypen Formulierungen abgehandelt, ohne dass die räumlichen Bestimmungen szenisch erweitert werden. Selbst aus einer Position des fortgeschrittenen Alters und relativen Wohlstands heraus wird der durch materielle Einschränkungen verengte Erlebnis- und Erfahrungshorizont früherer Lebensabschnitte kaum verlassen, und die lebensgeschichtlichen Erzählungen von Angehörigen dieser Generationen geraten leicht zu deskriptiven Tatsachenberichten mit nur geringen individuellen Anteilen.

Weiters orientieren sich Schreiber/-innen bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte natürlich nicht ausschließlich an subjektiven Relevanzen, sondern entnehmen wesentliche Anhaltspunkte und Maßstäbe für ihre – mehr oder weniger private – Tätigkeit als „Zeitzeugen“ oder „Chronisten“ medialen Vorbildern und vorherrschenden (populär-)historischen Diskursen in der Schreibgegenwart. Aspekte der Umweltgeschichte oder Landschaftsforschung zählten bis in die jüngste Vergangenheit zweifellos nicht zu den geläufigen geschichts- oder kulturwissenschaftlich relevanten Themen. Dementsprechend gehörten Landschaften, Raumbilder oder auch konkrete Veränderungen von Lebensräumen nicht zu jenen lebensweltlichen Phänomenen, denen ältere Menschen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen größere Bedeutung beimaßen.

Bedauerlicherweise wurde seitens der Dokumentationsstelle auch nie explizit nach Erinnerungen dieser Art bzw. nach Landschafts- oder Raumbildern gefragt. Ein Schreibaufruf unter dem Motto *Die Faszination des Fahrens. Persönliche Erfahrungen mit Fahrrad, Automobil und allem, was rollt ...*¹⁸ ließ unter anderem zwar auch die Bezugnahme auf landschaftliche Erinnerungen durchaus naheliegend erscheinen, konnte de facto aber nicht allzu viele Schreiber/-innen zu Erinnerungstexten bewegen, in denen neben den verschiedenen technischen Fortbewegungsmitteln auch die mit ihnen ‚erfahrenen‘ Landschaften breiteren Niederschlag gefunden hätten.

Populäre autobiografische Texte sind häufig stark ereignis- bzw. handlungsorientiert gehalten, das heißt, mehr auf das Tun und Lassen der Schreiber/-innen konzentriert, als dass diese innehalten und sich die Kulissen ihres Handelns vergegenwärtigen. So ist in den Beiträgen im Allgemeinen zwar häufiger von einer enormen Erweiterung der persönlichen Aktionsräume aufgrund der zunehmenden Motorisierung und der Möglichkeiten des Individualverkehrs die Rede, kaum jedoch von den dadurch bedingten landschaftlichen Veränderungen im eigenen Umfeld.¹⁹

Die Beschreibung der räumlichen Umwelt um ihrer selbst willen scheint – wenigstens in den älteren Generationen von Schreibenden – eher ein Privileg jener kleineren Gruppe von Menschen zu sein, die *nicht* von Kindheit an gezwungen war, ihre Umgebung allein unter instrumentellen Gesichtspunkten der Nahrungsmittelbeschaffung oder routinemäßigen Pflichterfüllung betrachten zu lernen. Zugleich kamen diese Schreiber/-innen aus gehobenen sozialen Schichten aber auch von Kindesbeinen an öfter in den Genuss von Ortsveränderungen, mit anderen Worten, sie machten relativ häufiger auch jene Erfahrung, die im Folgenden als mögliche Voraussetzung für differenziertere Landschaftswahrnehmung und ausführlichere Landschaftserinnerungen zur Diskussion gestellt wird.

Die allgemeine Recherche nach eingehenderen Landschaftsthematisierungen in Manuskripten der populären Autobiografik verlief jedenfalls, wie schon angedeutet, vor diesem Hintergrund ernüchternd. Allerdings ergab die Durchsicht der hierzu vergebenen Schlagwörter und Schlagwortketten in der Datenbank der *Dokumentation lebensgeschichtlicher*

Aufzeichnungen auch eine eindeutige Diskrepanz. Offensichtlich wurden von den Schreibern im Besonderen die landschaftlichen Gegebenheiten der jeweils eigenen Lebensräume vernachlässigt. Wenn Landschaften in populären autobiografischen Texten ausführlicher thematisiert werden, sind es vorwiegend solche, die man anderswo – mehr oder weniger im Kontrast zu den Eindrücken aus der engeren Lebensumgebung – kennengelernt hat. Am häufigsten basieren solche Beschreibungen auf Reiseimpressionen oder auf Beobachtungen im Zuge anderer Ortsveränderungen (z.B. zwischen Stadt und Land), primär in Zusammenhang mit Aktivitäten in der Freizeit. Daneben nehmen landschaftliche Darstellungen auch in Kriegserinnerungen, notabene unter dem Eindruck bis dahin völlig unbekannter Umgebungen, einen recht beachtlichen Stellenwert ein. Dabei kann die Fremdheit oder Naturbelassenheit bestimmter Gegenden ebenso die Aufmerksamkeit der Schreiber auf sich ziehen wie die Zerstörung dieser Lebensräume im Zuge von Kriegshandlungen.

Wenn räumliche Aspekte der persönlichen Lebensumgebung ausführlicher geschildert werden, dann handelt es sich zumeist um Orte oder Landschaften der Kindheit. Statt auf eine räumliche oder kulturelle Distanz zu beschriebenen Landschaften scheint sich die Relevanz des Erzählten in diesen Fällen auf den zeitlichen Abstand zum erlebten Geschehen zu gründen. Zudem dürfte es ein bestärkendes Schreibmotiv sein, wenn die Kindheitsumgebung irgendwann – möglicherweise gegen den eigenen Willen – verlassen wurde und später nicht mehr aufgesucht bzw. nicht mehr in ihrem vertrauten Erscheinungsbild wiedergefunden werden konnte. Exemplarisch werden wir im nachfolgenden Abschnitt auf die in dieser Hinsicht besonders prononcierten Lebenserzählungen von sogenannten Vertriebenen und Flüchtlingen aus ehemals deutschsprachigen Regionen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa eingehen.

Neben der räumlichen, kulturellen und zeitlichen Ferne lässt sich auf der vorliegenden Materialbasis eine weitere Form der Distanznahme im Schreiben ausmachen, die offenbar ebenfalls mit der Aktualisierung landschaftlicher Merkmale korrespondiert und hier lediglich erwähnt, aber nicht weiter verfolgt werden soll. Landschaftliche Referenzen treten nämlich merklich häufiger in literarisierend angelegten Selbstzeugnissen oder in entsprechend gestalteten Einfügungen oder Beilagen in autobiografischen Texten auf. So wie sich manche Schreiber/-innen um eine betont deskriptive, nüchterne Darstellung mit dokumentarischem Anspruch bemühen, nutzen andere ihre sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten beispielsweise zu romanhaften Gestaltungsformen oder zu lyrischen Einschüben in der lebensgeschichtlichen Erzählung. In beiden literarischen Genres scheint der Konnex zur Thematisierung von Landschaft enger zu sein als beim alltagssprachlichen autobiografischen Erzählen. Enthalten autobiografische Erzählungen oft über viele Seiten kaum räumliche Bezüge, so sind ergänzend ein- oder beigefügte Gedichte relativ oft von landschaftlichen Aspekten dominiert.

Zur Annäherung

Unsere Arbeitsthese lautet daher – wohlgermerkt bezogen auf das lebensgeschichtliche Schreiben nicht-professioneller Verfasser/-innen ohne vordergründige literarisch-ästhetische Ansprüche: Die Häufigkeit der Bezugnahme und/oder die Ausführlichkeit der Darstellung von Landschaften in Texten der populären Autobiografik steigt tendenziell mit

der realen räumlichen, zeitlichen bzw. biografischen Distanz zu ebendiesen. Je weiter jemand beispielsweise die Orte seiner Kindheit hinter sich gelassen hat bzw. lassen musste, desto eher werden Bilder von diesen Kindheitswelten in seinen/ihren Erinnerungstexten explizit und detailliert zur Darstellung kommen.

Über die schon erwähnten, recht eindeutigen empirischen Befunde hinaus lassen sich – ebenfalls in Thesenform – einige plausible Voraussetzungen für diesen Zusammenhang festhalten: Erstens, die reale biografische Distanz zu Orten und Landschaften der Kindheit (oder auch späterer Lebensabschnitte) begründet ein gewisses Bedürfnis nach erinnern-der Auseinandersetzung mit diesen. Zweitens, die fortwährende biografische Nähe zu dem oder den Hauptschauplätzen einer Lebensgeschichte erübrigt tendenziell die Auseinandersetzung und explizite Darstellung von Landschaften, da diese die betreffenden Erzähler/-innen (und einen Großteil des Adressatenkreises) ohnehin tagtäglich umgeben. Drittens, die biografische Erfahrung der Mobilität bzw. des Wechsels zwischen unterschiedlichen Lebensräumen ist möglicherweise auch dazu geeignet, erst für deren landschaftliche Besonderheiten und Veränderlichkeit zu sensibilisieren.

Eine Vielzahl autobiografischer Schriften von Menschen, die aus den ehemals deutschsprachigen Gebieten Mittel-, Ost- und Südosteuropas stammen, zeugt von der starken Intention der Bewahrung persönlicher Erinnerungen an die „verlorenen“ Lebenswelten ihrer Kindheit – auch in ihren räumlichen Dimensionen – für die eigenen Nachkommen; zumeist ist dies die zentrale, ausdrückliche Motivation für ihr lebensgeschichtliches Schreiben.

Margaretha Kaiser, 1936 im siebenbürgischen Klein-Bistritz geboren, formuliert ihr persönliches Sehnsuchtsmotiv in einem Kurztext unter dem Motto *Wie ich zum Schreiben gekommen bin*: „Im Jahre 1993 bekam ich plötzlich unbeschreibliches Heimweh nach meiner verlorenen Heimat Siebenbürgen, wo ich einst meine Kindheit verbrachte. Nachdem ich meine Arbeit verloren hatte, also genügend Zeit zur Verfügung war, versetzte ich mich zurück in meine Kindheit. So erlebte ich alles noch einmal.“²⁰

Ein charakteristischer Ausfluss dieser Schreibhaltung sind Landschaftsschilderungen wie beispielsweise gleich zu Beginn ihres 1993 verfassten Manuskripts:

„Das kleine Dorf, das einmal meine Heimat war, liegt 470 m hoch in einer Talsenke und hat die Länge von 1,5 km. Durch das Dorf fließt ein Bach, der vom Tannbach gespeist wird, der im Norden unter dem Klein-Bistritzer ‚Stein‘ entspringt. Der Bach fließt mitten durch das Dorf; er teilt es in zwei Hälften und weiß viele Geschichten zu erzählen. In unserem Dorf gibt es nur zwei Häuserreihen, die ‚Sonnenseite‘ und die ‚Schattenseite‘. Das Haus, in dem ich geboren wurde, befand sich auf der ‚Sonnenseite‘. Ich wurde auch an einem Sonntag geboren, war also sozusagen ein ‚Sonntagskind‘. [...] Das Dorf, das einmal mein Zuhause war, lag weitab von den großen Verkehrswegen. Es hatte ungefähr die Form eines stumpfen Keils. Die Häuser hatten ihre Hofnamen, die für den Namen, den die Bewohner führten, eigentlich maßgebend waren. Oft wurden Hof- und Familienname sogar miteinander verknüpft, so dass nur Ortskundige durchblicken konnten.“²¹

Die eigene Existenz wird ebenso eng mit landschaftlichen Gegebenheiten des Herkunftsdorfes verknüpft gesehen wie auch die in der Folge erzählten Geschichten, die unmittelbar diesem Umfeld ‚entspringen‘. Allerdings scheint das traditionelle, gewachsene Geflecht

aus räumlichen Gegebenheiten sowie genealogischen und sozialen Verbindlichkeiten in diesem ehemals abgeschotteten Mikrokosmos so unwiederbringlich verloren wie die ‚Sonenseiten‘ der eigenen Kindheit, wenn nicht des gesamten Lebens.

Die enorm große Zahl an Aufzeichnungen und Veröffentlichungen aus diesem Personenkreis ist ein klares Indiz dafür, dass der Verlust vertrauter Orte der Kindheit und Jugend ein gewichtiges Motiv lebensgeschichtlichen Schreibens begründet, wengleich hier zweifellos auch der jahrzehntelange intensive Diskurs über das Ereignis der „Vertreibung“ und die „verlorene Heimat“ in den verschiedenen landsmannschaftlichen Verbänden als zusätzliches Moment zu berücksichtigen ist, das dieser Thematik exzeptionelles Gewicht verleiht.

Albrecht Lehmann erkannte in seinen Forschungen zu Heimatverständnis und Traditionsbildung unter den Flüchtlingen und Vertriebenen aus deutschsprachigen Siedlungsgebieten in Osteuropa zudem schichtspezifische Hintergründe als Voraussetzung für besonders ausführliche Erzählungen über die verlassenen Orte der Kindheit: „Immer wieder zeigt sich nämlich, dass es gerade die Familien mit verlorenem Großbesitz im Osten sind, in denen die Heimaterinnerungen besonders lebendig geblieben sind. Wer viel verloren hat, hat viel zu erzählen!“²² Im Besonderen verweist der Autor auf die identitätsstiftende Funktion dieser lebensgeschichtlichen Erzählungen für die Betroffenen in ihren familiären und gesellschaftlichen Zusammenhängen: „In den Besitzschichten, vor allem bei Grundbesitzern und Adligen, haben die Erzählungen über die Güter im Osten oft über deren Verlust und auch über den Verlust an sozialer Geltung hinweggeholfen. Das Erzählen hat viele Familien in sich und gegenüber dem gesellschaftlichen Umfeld gefestigt.“²³

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang auch der Einfluss des konkret angesprochenen oder imaginierten Lesepublikums, an das sich Schreiber/-innen mit ihren lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen in erster Linie wenden. Im Vergleich mit publizierten Autobiografen für ein anonymes Lesepublikum wird relativ leicht offenkundig, wie sehr sich die populären – zumeist auch wenig schreibgewandten – Verfasser/-innen an einem bestimmten, vertrauten Adressatenkreis orientieren und wie sehr diese implizite Leserschaft unweigerlich die konkrete Ausgestaltung des autobiografischen Dokuments bestimmt. Für ein lokales Zielpublikum werden klarerweise – gerade auch in Bezug auf die räumliche Einbettung einer Erzählung – andere Inhalte hervorgehoben oder umgekehrt stillschweigend vorausgesetzt, als wenn ein Text für eine unbestimmte breite Öffentlichkeit geschrieben wird.

Das häufigste kommunikative ‚Setting‘ der lebensgeschichtlichen Manuskripte, die in der Vergangenheit ihren Weg in die Dokumentationsstelle gefunden haben, ist das der privaten Überlieferung von Lebenserinnerungen an die eigenen Nachkommen, wie es beispielsweise der ebenfalls aus dem nördlichen Siebenbürgen stammende, 1932 in Jaad geborene Michael Klee im Vorwort zu seinen 1992 verfassten Aufzeichnungen zum Ausdruck bringt: „Da meine Geschwister und ich als das letzte Glied einer über 800-jährigen Ahnenreihe in Siebenbürgen lebten, fand ich es historisch sehr wichtig, ja sogar als Pflicht, die Ereignisse, die zu dieser Wende in der Familiengeschichte führten, dokumentarisch meinen Nachfahren und Interessierten zu hinterlassen.“²⁴

Während in diesen Familien die Beschreibungen von Orten und Landschaften der Kindheit verständlicherweise viel Raum einnehmen, spielen in ‚sesshaften‘ Familien topografische Aspekte von Lebensräumen, die ohnehin allen Beteiligten annähernd gleich vertraut

sind, kaum eine Rolle. Allenfalls werden größere Um- und Neubauten von Gebäuden thematisiert, die jedoch vielmehr als materielle Errungenschaften denn als lebensräumliche Veränderungen wahrgenommen oder gar unter landschaftsästhetischen Gesichtspunkten referiert werden. Selbst wenn die eigene Lebensumgebung von gravierenden Umgestaltungen betroffen war, zeigt sich das autobiografische Gedächtnis bzw. seine schriftlichen Manifestationen demgegenüber häufig unsensibel. Dafür können einerseits Wertigkeiten und blinde Flecken im historischen Bewusstsein der Schreibenden verantwortlich sein, andererseits aber auch Funktionsweisen des menschlichen Gedächtnisses im Allgemeinen.

Gabriele Rosenthal weist unter Rückgriff auf gestalttheoretische Erkenntnisse²⁵ zum einen darauf hin, dass Eindrücke von räumlichen Veränderungen im Alltag, z.B. vom Umbau eines Hauses, frühere Gedächtnisspuren überlagern oder gar auslöschen können, so dass es etwa besonders schwierig ist, allein aus der Erinnerung heraus den früheren Zustand eines Gebäudes zu rekonstruieren. Zum anderen führt sie aufgrund ihrer Erfahrungen mit biografisch-narrativen Interviews drei Momente an, die eine Wiedergabe von Erinnerungen aus bestimmten Lebensphasen offensichtlich erschweren. Neben Situationen, die als besonders chaotisch oder traumatisch erlebt wurden und deshalb schwer in Worte gefasst werden können, sind dies eine „Routinisierung von Situationen“ und ein „mangelnder Wechsel der Umgebung“²⁶. Vor allem Letzteres scheint im vorliegenden Kontext berücksichtigungswert, auch wenn Rosenthal ihre konkreten Erfahrungen auf Erzählungen über Kriegsereignisse wie den jahrelang andauernden Stellungskrieg im Ersten Weltkrieg oder die Bombardierungen deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg bezieht. So einschneidend und herausragend einzelne persönliche Erlebnisse aus dieser Zeit sein mögen, in der Retrospektive können sie meist nicht im Einzelnen erinnert, sondern nur zu einem generalisierten Gesamtbild verdichtet wiedergegeben werden.

Landschaften zählen zweifellos zu den eher konstanten, überdauernden Elementen persönlicher Lebenswelten und waren dies noch viel mehr in der Kinder- und Jugendzeit der heute älteren Menschen. Als (relativ) gleich bleibende Kulissen alltäglicher Verrichtungen wird ihnen in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen nur unter besonderen Umständen die Aufmerksamkeit der sich erinnernden Subjekte zuteil. Eine grundlegende Umgestaltung des räumlichen Ambientes oder eben ein individueller ‚Tapetenwechsel‘ sind hingegen dazu angetan, die persönliche Bedeutung landschaftlicher Gegebenheiten und Prägungen eher bewusst zu machen.

Wiederholt wurde in der neueren Biografieforschung darauf hingewiesen, dass das Brüchigwerden von traditionellen Wertsystemen und Institutionen im Prozess der Modernisierung und die daraus resultierenden erhöhten Anforderungen in Richtung persönlicher Flexibilität und Mobilität grundlegende Voraussetzungen für gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die individuelle Herausbildung und Festigung von persönlichen Identitäten darstellen.²⁷ Praktiken des Biografisierens wie das autobiografische Erzählen und Schreiben werden sowohl als Ausdruck wie als Mittel zur Wahrung einer persönlichen Identitätsbalance zwischen konfligierenden gesellschaftlichen Anforderungen im Lebensverlauf gesehen.²⁸ Räumliche Mobilität bzw. die damit verbundene Notwendigkeit, sich an mehreren Orten und in unterschiedlichen sozialen Kontexten immer wieder neu zu orientieren und als Person zu positionieren, erscheinen zusehends als elementare Voraussetzungen für eine gelingende Biografie. Der Wechsel zwischen unterschiedlichen Lebens- und Erfahrungsräumen kann aber zweifellos auch dazu beitragen, sich selbst als

Person wie auch Aspekte der räumlichen Umgebung an bestimmten Lebensstationen differenzierter wahrzunehmen, eingehender zu reflektieren und systematischer zu speichern. Die Wahrnehmung spezifischer Aspekte der äußeren Lebensumgebung erscheint so als *ein* Moment eines lebenslangen Lernprozesses in der Konfrontation von Eigenem und Fremdem, von Vertrautem und Neuem.

Aus der Perspektive einer Theorie der Lebenswelt

Im Anschluss an diese grobe empirische Bestandsaufnahme und die daraus entwickelten Überlegungen möchten wir nun – in einem etwas breiteren Exkurs – den Nutzen einer phänomenologischen Zugangswise zur vorliegenden Fragestellung skizzieren. Insbesondere soll diese es ermöglichen, das Phänomen der erinnerten Landschaften in autobiografischen Texten zu fassen, ohne einen vordefinierten Landschaftsbegriff über die Texte zu stülpen oder die Biografie der Erzähler/-innen zu vernachlässigen, da deren Interpretation sich immer auf die subjektive Perspektive der Einzelnen bezieht und auch die Wissenschaft auf diesen Bezugspunkt verpflichtet: „Lebenswelt [...] ist die ursprüngliche Sphäre, der selbstverständliche, unbefragte Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens als auch jeden wissenschaftlichen Theoretisierens und Philosophierens. In ihren konkreten Ausformungen existiert sie in milliardenfacher Vielfalt als einzig wirkliche Welt jeder einzelnen Person, jedes ‚Egos‘.“²⁹

Lebenswelt wird in diesem Zusammenhang also verstanden als das fraglos Gegebene, das selbstverständlich Vorausgesetzte, die Gegebenheiten der Wahrnehmungswelt, der universale Boden und der universale Horizont aller sozialen und geschichtlichen Lebenspraxis.³⁰ Mit der systematischen Beschreibung von Alltagswelt als sozialer Wirklichkeit werden aber auch jene Beziehungen erhellt, die zwischen sozialwissenschaftlichen Methoden und Theorien und ihrem empirischen Fundament, der Alltagswelt, bestehen. Schütz kommt konsequenterweise zu dem Schluss, dass eine sozialwissenschaftliche Analyse der Lebenswelt die sinnhafte Konstituiertheit der sozialen Welt *methodologisch* in Rechnung stellen muss. Einerseits muss der letzte Bezugspunkt sozialwissenschaftlicher Analysen die subjektive Perspektive des einzelnen Menschen sein (*Postulat der subjektiven Interpretation*), denn Wirklichkeit ist für jeden Menschen die alltägliche Lebenswelt, in der er durch sein Handeln etwas verändern kann und in der er sich mit seinen Mitmenschen verständigt. Andererseits hat eine ständige Reflexion auf eben ihren Bezugsrahmen, die Strukturen der Lebenswelt, stattzufinden (*Postulat der Adäquanz*).³¹ Unter diesen Voraussetzungen kann nun der Komplexität der Erfahrung *von* Landschaft und der Erinnerung *an* Landschaft in autobiografischen Texten Rechnung getragen werden.

Die Lebenswelt ist also für die in ihr existierenden Menschen intersubjektiv, die Gegenstände der äußeren Umwelt sind für alle prinzipiell die gleichen, sie ist der Schauplatz unseres wechselseitigen Handelns. Die Lebensgeschichten, mit denen wir hier zu tun haben, ‚enthalten‘ daher neben der oder besser gesagt *in* der persönlichen Lebensgeschichte Hinweise und Bezüge auf historische Ereignisse, auf andere Menschen, auf Orte und vieles mehr – auf all das, was die Lebenswelt einer Person in einem gegebenen Umfeld zu einer bestimmten Zeit ausmacht. So schlägt sich Landschaft und Landschaftserfahrung eben auch in unterschiedlicher Ausprägung und Intensität, oft auch nur facettenhaft, nieder.

Neben ausgesprochenen Landschaftsschilderungen spiegelt sich Landschaft in Dialektausdrücken, in Bezeichnungen für Landschaftsphänomene wie Sonn- und Schattseite, Leiten, Graben, Berg und Tal, in Lokalisierungen wie „im Dorf draußen“ und „im Graben drinnen“. Attribute wie steil, sonnig, eben, abschüssig, hoch droben, gute Aussicht oder Abgeschlossenheit formen sich vor dem geistigen Auge zu einem Landschaftsbild. Ökologische und geografische Merkmale stellen Anhaltspunkte dar, die Hinweise auf bestimmte Landschaften geben: landwirtschaftliche Nutzpflanzen, Formen der Wald- und Forstwirtschaft, Orte, Plätze, Berge, Hof- und Hausnamen. Auch historische Ereignisse und damit verknüpfte Erinnerungen, lokale Traditionen und überregionale Bedeutungen von Orten können Anlass für landschaftliche Bezüge in autobiografischen Texten sein.

Ein Hinweis auf Strukturen der Landschaft, die das Leben seiner Bewohner/-innen in verschiedenster Weise beeinflussen, findet sich unter anderem in den Überlegungen von Bernhard Waldenfels, wie sich ein Lebensraum als *Lebenslandschaft* in die Lebenswelt einfügt.³² Wege, die von hier nach dort führen, begreift Waldenfels nicht als bloße Strecken, die wir mehr oder weniger schnell zurücklegen, sondern als *Bahnen*, die bestimmte Bewegungsrichtungen und Bewegungsabläufe vorgeben oder auch einschränken, weil Pfade, Straßen, Flüsse, Berge, Bauwerke etc. für Durchlass sorgen oder ein Hindernis darstellen. Distanzen werden noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in Gehstunden angegeben; die täglichen Wege zu Fuß zu erledigen, war vor der allgemeinen Motorisierung für viele eine Selbstverständlichkeit. Einen Blickwinkel auf die individuelle und/oder regional übliche Nutzung einer Landschaft eröffnet unter anderem auch die Beschreibung verwendeter landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte und Erzählungen über landwirtschaftliche Praktiken generell.

Kommen wir zurück zu Landschaft und Lebenswelt: Eckhard Lobsien verweist darauf, dass sowohl lebensweltliche wie textliche Landschaften gleichermaßen einer phänomenologischen Entselbstverständlichung bedürfen, um hinter der Fülle der unterschiedlichen Darstellungsformen die Konstitutionsleistung des Bewusstseins zu erkennen. Landschaft ist mehr als ein Ensemble von topografischen Formen und Objekten, sie erfordert eine bestimmte Einstellung oder Beziehung, um als Landschaft wahrgenommen zu werden.³³ Das folgende Zitat aus Elisabeth Glettlers Kindheitserzählung³⁴ soll zunächst als Beispiel für eine Landschaftserfahrung bzw. Landschaftswahrnehmung stehen. Im Kapitel über den „letzten Grabensommer“ erzählt sie ausführlich von den verschiedenen, in dieser Jahreszeit anfallenden notwendigen Tätigkeiten, alle arbeits- und zeitintensiv, „nie enden wollend“, wie sie schreibt.

Der nachfolgend zitierte Absatz enthält dann aber eine Unterbrechung der täglichen Routine, denn ihre Mutter geht in eine zeitlich befristete Distanz zu ihrem persönlichen Alltag, hinauf auf einen Berg:

„Neben der vielen Arbeit brachte der Sommer auch Freuden. Eine davon war das Almrauschbrocken rund um den 29. Juni, das Fest Peter und Paul. Es war damals zumindest bei uns noch keine Rede davon, dass der Almrausch nicht gepflückt werden darf. So machten sich an diesem Tag im Jahre 1948 eine Reihe Dörfler auf den weiten Weg aufs Weißbeck, das vom Dorf aus in gut drei Stunden, von unserem Haus aus in eineinhalb Stunden zu erreichen war. Von weitem schon konnte man die rote Pracht sehen. Strauch reihte sich an Strauch, Blüte an Blüte. Der steile Hang unter

der Schatznhütte war ein Blütenmeer. Die Mutter hatte vor Tagen einigen Dörlern zugerufen, dass es zu Peter und Paul ein Wiedersehen auf dem Weißeck geben würde, und so meinte sie es auch. Sie wollte zeitig in der Früh oben sein, in der Stille den Anblick genießen und sich später mit den nachkommenden Dörlern unterhalten.“³⁵

Das Fest am Berg dauert lang, Almrausch wird gepflückt, es wird gemeinsam gesungen. Was man auf dem Berg vor der Hütte tut, hebt sich in seiner Qualität ab von den sonst ausschließlich praktischen Tätigkeiten: „Es schien, als hätten an diesem Tag alle die Sorgen im Tal gelassen und die Sonnenseite des Lebens hervorgeholt in den recht rauen Tagen der Nachkriegszeit.“³⁶

Nun müssen zwei Dinge auseinandergehalten werden: Einerseits die Praxis – also das, was real geschieht oder geschehen ist, das Miteinander-auf-den-Berg-Gehen, die damit verbundenen Rituale sowie die Wahrnehmung all dessen durch diejenigen, die dabei gewesen sind – und andererseits den aus der Erinnerung daran entstandenen Text. Die Tochter erinnert sich daran, wie sich ihre Mutter, die sie sonst nur als ständig mit Arbeit beschäftigt wahrnimmt, eine Auszeit nimmt und mit anderen feiert – etwas Außergewöhnliches im Jahresablauf. Die im Alltag übliche Einstellung zur landschaftlichen Umgebung verändert sich und äußert sich unter anderem als Vorfreude auf das jährlich wiederkehrende Ereignis. Diese Situation kommt sichtlich der von Lobsien postulierten Enthebung von Zweckorientierung und Alltagserfahrung nahe, und die Tochter, die diesen Tag miterlebt hat, schreibt darüber in einer Form, die sich der ästhetischen Landschaftsbetrachtung annähert.

Im Folgenden soll nun in Grundzügen eine „Entselbstverständlichung“ lebensweltlicher Landschaften skizziert werden.

Zeit – Biografie – Landschaft

Die Bedeutung zeitlicher Ferne zu Landschaften etwa der Kindheit oder Jugend zieht sich als ein Grundthema durch unsere Untersuchung. Diese lebenszeitliche Distanz ist allerdings nur eine von unterschiedlich ausgeprägten und wirksamen lebensweltlichen Zeitstrukturen. In Elisabeth Glettlers Erinnerungen an die Jahre, die sie als Kind im obersteirischen Georgnergraben verbracht hat, stellt sich die Beziehung zu dieser Landschaft einerseits über die täglich erlebte Auseinandersetzung mit eben jener Umwelt her und wird andererseits im Rückblick zum Synonym für eine glückliche Kindheit.

Eine kurze Zeitspanne, die den Alltag unterbricht, der üblicherweise damals auch für Kinder angefüllt war mit einer Reihe von Pflichten, verdichtet sich solchermaßen in der Retrospektive zu einer lebensweltlichen Landschaftserfahrung:

„Als an einem Frühsommertag auf dem Heimweg von der Schule die Sonne besonders heiß schien, beschlossen wir gemeinsam mit den Leitnerkindern, im Georgenbach ein kühles Bad zu nehmen. Wir entledigten uns der Stutzen und Jacken – beides stopften wir in die Schultaschen –, die Schuhe zogen wir aus und banden sie auf der Schultasche fest. Wir wateten so lange im kalten Wasser den Bach entlang, bis es die Verengung des Bachbettes und die Steigung nicht mehr zuließen. Noch nass,

kleideten wir uns wieder an und streiften die Schuhe über. Rechts vom Weg wussten wir Plätze mit Erdbeeren, die wir nicht verließen, bevor nicht die Ausspeisungshäferln damit gefüllt waren. Nach einer letzten Rast bei der Leitnerkeusche machten wir uns endgültig auf den Heimweg. Der solcherart verlängerte Schulweg machte bei der Ziehmutter keinen guten Eindruck. Unsere Erwartung, endlich zu Hause angekommen, zu den gepflückten Erdbeeren auch noch süßen Rahm zu erhalten, erwies sich als Irrtum, es gab eher Schelte. Wir hatten wie so oft über den Ablenkungen, die der Heimweg durch den Graben bot, den Auftrag der Mutter vergessen, nur ja schnell aus der Schule nach Hause zu kommen.³⁷

„Über den Ablenkungen“ auf dem Heimweg von der Schule vergessen die Kinder die Zeit, nämlich die ihnen zugestandene, limitierte Zeit, die der Schulweg dauern darf. An anderer Stelle wird der Zusammenhang von Arbeit, die Kinder erledigen mussten, und dem raschen – aber von den Kindern öfter verzögerten – Heimkommen von der Schule noch deutlicher: „Wichtig war, überall, wo es Arbeit gab, mitzuhelfen, möglichst unaufgefordert, was kaum funktionierte. Ich kann nicht sagen, dass wir die Arbeit gerne gemacht haben, wir mussten es einfach. Wir kamen deshalb oft absichtlich spät von der Schule nach Hause, weil es im Dorf und auf dem Schulweg genug Abwechslung gab.“ Gleich darauf stellt Elisabeth Glettler die Frage nach Freizeit und beantwortet sie im selben Atemzug: „Gab es überhaupt keine Freizeit? Es gab sie, wenn sie auch nicht so benannt wurde.“³⁸ Das erklärt wiederum, warum ein Auftrag zum Kinderhüten von Elisabeths Geschwistern zum „Spielen“ genutzt wird: „Die beiden machten sich auf, schoben den Wagen und trugen mich abwechselnd, setzten mich schließlich auf den Kinderwagen. Zum Spielen war selten Zeit, daher suchten sie sich Nischen, wo es trotzdem möglich war.“³⁹

Das erinnerte Schulwegerlebnis wurde also von unterschiedlichen lebensweltlichen Zeitstrukturen wesentlich mitgeformt: von der Jahreszeit, die es erst ermöglicht, im Bach zu waten und Erdbeeren zu pflücken; von der inneren Dauer als Form des Bewusstseins im Erleben der Situation selber; und schließlich von einer übergeordneten Zeitstruktur, die den Notwendigkeiten des Alltags gerecht werden muss und von der zu Hause wartenden Mutter durchgesetzt wird. Möglicherweise führten die nicht konfliktfrei in Einklang zu bringenden Zeitstrukturen bzw. die Konsequenzen daraus dazu, dass dieses Ereignis in Erinnerung blieb.

Aktualisiert wird Landschaft auch in der Erinnerung an lebensgeschichtliche Ereignisse, in Erzählungen über Ausnahmesituationen, biografische Zäsuren oder Grenzerfahrungen. Lebensweltliche Zeitstrukturen bestehen aus Überschneidungen und Ungleichzeitigkeiten von innerer, subjektiver Zeit des Bewusstseinsstroms, etwa der Rhythmik des Körpers in Wachen und Schlafen und anderen zyklischen Lebenskreisen, von intersubjektiver Zeit der Synchronisierung sozialer Beziehungen und von gesellschaftlichen Zeitkategorien wie Kalendern. Die Zeitstruktur der Alltagswelt verknüpft den Menschen mit einem *soziohistorischen Apriori*, denn untrennbar verbunden mit lebensweltlichen Erfahrungen ist ihre historisch-zeitliche Verortung: Alle Daten des Lebens (Geburt, Schulbeginn, Berufseintritt, Heirat usw.) haben Bezug zu einer umfassenderen Geschichtlichkeit (vor dem Zweiten Weltkrieg, Besatzung, nach 1955).

Ein zweiter Aspekt von Geschichtlichkeit betrifft den individuellen Lebenslauf jedes Menschen; seine Ereignisgeschichte besteht aus einer unverwechselbaren, wenn auch noch

so typischen Abfolge von Erfahrungen und Erwartungen. Jede Erfahrung, die ein Mensch macht, ist in ihrem Vergangenheits- und Zukunftshorizont durchdrungen von seiner individuellen Lebensgeschichte und seinem Lebensentwurf, sodass trotz gesellschaftlich standardisierter Handlungsentwürfe und Erfahrungsdeutungen jeder Lebenslauf einzigartig ist. Diese Individualität bzw. Abweichung zeigt sich auch an den beiden in diesem Beitrag ausführlicher behandelten Lebensgeschichten, deren umfassendere Vorstellung weiter unten deutlich machen wird, wie sehr diese beiden Frauen ihre jeweils ‚vorgeschriebene Laufbahn‘ verlassen haben.

Der gesellschaftliche Wissensvorrat enthält nämlich auch Kategoriensätze, sogenannte *biografische Schemata*, die quasi Modelle für Lebensabschnitte und für ein ganzes Leben liefern. Biografische Schemata versehen einerseits alltägliche Handlungen mit übergreifender Bedeutung, setzen sie in Beziehung zur gesamten Lebenszeit; andererseits statten sie „gewisse Erfahrungen und Handlungen mit einer besonderen Bedeutung für das Leben des Einzelnen aus und heben sie scharf von den alltäglichen Routinen ab.“⁴⁰ Beide Sichtweisen auf Erfahrungen und Handlungen – einmal sozusagen aus der ‚Ferne‘ auf das ‚Ganze‘ und einmal aus der ‚Nähe‘ auf Handlungen, denen unmittelbar biografische Bedeutung zukommt – vereinigen sich zur Sinnhaftigkeit eines gesamten Lebenslaufes, indem ein individueller Lebenslauf in Beziehung gesetzt wird „zu etwas [...], das die Lebenszeit des Individuums transzendiert. Dieses ‚etwas‘ kann in erster Linie die Zeit einer transzendenten sozialen Einheit: Familie, Sippe, oder größerer sozialer Ganzheiten, wie etwa Nation, Klasse u. ä., sein.“⁴¹ Biografische Schemata sind „[...] erklärende, normative und legitimierende Modelle par excellence [...]“⁴².

Diese soziale und historische Prägung, aber auch die Macht biografischer Schemata musste Elisabeth Glettler erfahren, die als uneheliches Kind einer Magd zur Welt kam, dann aber in einer Ziehfamilie aufwuchs:

„Dass es im Dorf durchaus auch üblich war, dass Kinder, der Schule entwachsen, als Mägde oder Knechte bei demselben Bauern arbeiteten, bei dem die leibliche Mutter in Dienst stand, verriet ein Gespräch im Dorf. Meine Ziehmutter wurde von einer Dörflerin gefragt: ‚Na, Pojerin, wo wird ’n ’s Dirndl hinkommen, wenn s’ aus da Schul is? Zan Schloßmoar oder zan Zoiggn, wo ihr Mammi hiatz is?‘ Ich muss sehr erschrocken gewesen sein und antwortete ungefragt: ‚I geh nirgends hin!‘ Die Mutter antwortete, nachdem sie mir ein ‚Stüll bist!‘ zugezischt hatte: ‚Do is noch lang Zeit, mia brauchen uns no net entscheiden!‘ Sie verabschiedete sich schnell von der Dörflerin, hieß mich gehen, wir hätten es eilig. Auf dem Weg in den Graben ging sie auf meine Sorge ein, indem sie feststellte: ‚Loss di net ausfragen, du brauchst nirgends hingehn. I hob ma gschworn, meine Kinder solln wos lernan!‘ Sie zählte mich zu ihren Kindern, ich brauchte mich nicht zu fürchten!“⁴³

Wissensvorrat – Landschaft

Autobiografisch Schreibende greifen stets auf ihren je eigenen Wissensvorrat zurück, der wohl individuell gestaltet ist, aber gesellschaftlich mit anderen geteilt wird. Der lebensweltliche Wissensvorrat setzt sich aus vergangenen situationsgebundenen Erfahrungen

zusammen, und jede neue Erfahrung wird nach Typik und Relevanz wiederum darin eingeordnet. Er enthält unter anderem *Typisierungen* für Gegenstände, Ereignisse, Personen und Eigenschaften in der natürlichen und sozialen Umwelt, die sich in der Sprache semantisch niedergeschlagen haben und die uns unsere Lebenswelt vertraut machen. Ein steiniger Erdäpfelacker, eine Almhütte, ein Bergbauernhof in der Einsicht – auch wenn wir nicht wissen, wie es dort konkret aussieht, stellen wir uns nicht nur einen Erdäpfelacker in einer sonst leeren Umgebung vor, wir verbinden damit handelnde Personen, Erde, Arbeitsgeräte, eine bestimmte Jahreszeit, Kälte oder Hitze, das Wetter sowie Gerüche. Aus eigenen Erfahrungen kennen wir vielleicht die dazugehörigen – typischen – Sinnhorizonte, denn „jeder Typ des lebensweltlichen Wissensvorrates ist ein in lebensweltlichen Erfahrungen ‚gestifteter‘ Sinnzusammenhang.“⁴⁴

Typisierungen vermitteln Vertrautheit, die es ermöglicht, Situationen zu meistern und neue Erfahrungen in bereits Bekanntes, Vertrautes einzuordnen. Sie sind Elemente einer konkret vorgefundenen Lebenswelt, mit deren Hilfe Menschen sich selbst, andere Menschen und ihre Umwelt im Laufe ihrer Sozialisation verstehen lernen. Genauso wie biografische Schemata Elemente des gesellschaftlichen Wissensvorrates sind, die in der Sozialisation vermittelt werden, gelten Typisierungen auch für Biografien. Die objektivierte Sozialwelt präsentiert sich dem Einzelnen als Sozialstruktur, als eine Anordnung von Pflichten, leicht oder schwer erlangbaren Zielen und Möglichkeiten. Dem System von sozialen Typisierungen sind zusätzlich wertende Deutungen übergeordnet, die Institutionen, Gesetze und Handlungsrezepte legitimieren und soziales Handeln regeln. Typische Biografien sind weiters geprägt von Bewertungen „sozialer Positionen“. „All diese Typisierungen erfüllen die Sozialwelt mit historisch hochspezifischen Inhalten, die der einzelne als Möglichkeiten, Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten für *seinen* Lebenslauf erlernt.“⁴⁵ Lebenspläne und Lebensträume sind im festen Rahmen geschichtlicher Sozialstrukturen in verschiedenen Graden ausführbar oder fallen ihnen ganz zum Opfer. Die Annahme der vorhin bereits zitierten Dorfbewohnerin, dass Elisabeth Glettler als uneheleiche Tochter einer Magd selbstverständlich in deren Fußstapfen tritt, wird von der Ziehmutter vehement gekontert. Sie selber konnte ihre – ohnehin bescheidenen – Lebensträume nicht verwirklichen, aber ihre Kinder sollten etwas lernen und die vorgezeichneten Lebensläufe verlassen können.

Lebensweltliche Typisierungen sind in erster Linie sprachlich vermittelt. In jeder biografischen Situation findet der Mensch seine Welt also sprachlich bereits vortypisiert; Typisierungen haben sich in der Sprache in semantischen Entsprechungen etabliert. Elisabeth Glettlers Erzählung enthält etliche Stellen, die vermuten lassen, dass der Graben als Typisierung zum (damaligen und lokalen) Wissensvorrat gehörte bzw. neben Wäldern, Wiesen, Bächen, Dörfern, Bauernhöfen, Tälern, Bergen usw. zu einer stereotypen gesellschaftlichen Landschaft regionaler Ausprägung einfach dazugehörte.⁴⁶ Topografische Attribute wie eng, abgelegen, steil, unwegsam und fern, verbunden mit sozialen Merkmalen wie rückständig, arm, ungebildet und dumm, haben sich offenbar verfestigt und kommen unter anderem in Form von Vorurteil und Abschätzung daher: „Sollten wir im Graben ‚Grabnbölli‘ sein, wie der Lehrer Auer vor Jahren zu den beiden großen Ziehgeschwistern zu sagen pflegte, nicht so ganz hell im Kopf?“⁴⁷ Die Mutter unternimmt große Anstrengungen, um dem Stigma entgegenzuwirken: „Meine Mutter, die schon einmal, zehn Jahre vor uns, zwei Kinder in die Schule geschickt hatte, wollte nicht, dass wir als ‚Grabnbölli‘, als



Abbildung 1: Elisabeth Glettler mit Zieheltern und Ziehbruder Walter an einem Sommersonntag im Georgnergraben nahe St. Georgen ob Judenburg 1947

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Fotosammlung Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen

Krankheiten wird die Qualität der Erinnerungen nicht in Frage gestellt. Die existenziellen Lebenserfahrungen in der problematischen Umgebung des Grabens scheinen kaum in Konkurrenz mit späteren Lebenserfahrungen zu stehen und entziehen sich daher jedem Vergleich.

Nun ist die Welt in aktueller Reichweite veränderlich in Abhängigkeit davon, wohin ich mich bewege. Da ich der Mittelpunkt dieser Teilwelt bin, verändert sich die Teilwelt und damit der jeweils aktuelle, erreichbare Ausschnitt aus der Welt. Die Übergänge sind fließend, was gerade nahe war, verschwindet, und was in der Ferne lag, kommt näher und wird Teil der veränderten Welt aktueller Reichweite. Das soeben aus meiner Reich-, Seh- oder Hörweite Verschwundene ist aber noch da, auch wenn ich es jetzt gerade nicht sehen kann.

Die Schülerin Elisabeth verlässt in der Früh ihr Elternhaus im Graben und kehrt am Nachmittag wieder zurück, wo sie alles so vorfindet, wie sie es verlassen hat. Ihre Welt ist also gekennzeichnet durch zwei lebensweltliche Idealisierungen: Durch die Idealisierung des „Und-so-weiter“ – die Annahme, dass die Welt so bleibt, wie man sie kennt – und durch die Idealisierung des „Ich-kann-immer-wieder“, die auf den im Wissensvorrat sedimentierten Erfahrungen basiert. Elisabeth weiß aufgrund ihrer bisher gemachten Erfahrungen, was sie tun kann, um in die verschiedenen Sektoren ihrer Welt zu gelangen. Ihre gesamte „Welt in wiederherstellbarer Reichweite“ besteht – damals wie heute – aus der Aneinanderreihung und Überschneidung aller Teilwelten, die je in ihrer Reichweite waren; sie ist die Transzendenz ihres jeweils aktuellen Sektors. Diese Welt ist erinnerte Vergangenheit.⁶²

Durch die Aussiedlung aus dem Graben verändert sich die Welt, in der Elisabeth der Mittelpunkt ist, ganz gravierend, die Veränderungen des „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ bedürfen neuer Auslegungen. In Bezug auf das Leben im Graben haben sich die Idealisierungen quasi ins Gegenteil verkehrt, der Graben als Lebens- und Bezugsraum geht für sie verloren. Die Gegenwärtigkeit wandelt sich in Vergangenes und muss sinnhaft im Lichte der bereits gemachten und der darauf folgenden Erfahrungen eingeordnet werden.

schlecht gekleidete, ‚minderbemittelte‘ Kinder, was mit finanziell arm und geistig schwerfällig gleichgesetzt wurde, im Dorf ankamen.⁴⁴⁸ Die Ziehmutter von Elisabeth Glettler wollte ursprünglich gar nicht in den Graben ziehen, weil sie die Konsequenzen deutlich vor Augen hatte: „Sie scheute jedoch den Graben und seine Abgeschiedenheit, weil sie sah, dass sie dann nichts mehr verdienen konnte.“⁴⁴⁹

Das Wissen um die Nachteile und die damit verbundene Abneigung gegen den zukünftigen Wohnort geht dem gelebten Alltag bereits voraus und ist während der Zeit im Graben ein starker Anreiz, die Lebensumstände zu verändern. Das Hoffen und Bestreben der Ziehmutter Elisabeth Glettlers ist es, aus dem Graben wieder hinauszukommen und sich im Dorf niederzulassen, den lebensfeindlichen Bedingungen und der sozialen Isolation zu entfliehen. „es leichter zu haben“: „Der Wunsch, es einmal leichter zu haben, entwickelte sich bei allen [Grabenbewohnern], manchen gelang der Schritt ins Dorf, anderen nicht. Der Vater starb, bevor der Schritt hinaus in die Tat umgesetzt werden konnte, vor Weihnachten 1948. Heute glaube ich aber, dass er, der den Graben nur während des Krieges verlassen hatte, es nie wirklich so gut haben wollte wie die Leute im Dorf, zu sehr war er im Graben verwurzelt. Der Wunsch meiner Ziehmutter war es aber gewiss.“⁴⁵⁰

Die enge Verknüpfung von Sozialwelt und landschaftlichen Gegebenheiten ist bei Elisabeth Glettler ein durchgängiges Erzählmotiv, das beinahe alle Lebensbereiche in der einen oder anderen Weise durchdringt: die Kleidung und die Art des Wohnens sowie die Wohnungsausstattung; diverse Orte und Einrichtungen wie Schule, Kaufhaus und Kirche; die Arbeit im Jahreslauf und die Versorgung mit Nahrungsmitteln genauso wie Gesundheit und Krankheit werden stets unter dem Blickwinkel unterschiedlicher sozialer Positionen in Dorf und Graben gesehen und mit den gegebenen Umweltbedingungen – Erschwernissen wie Vorteilen – in Beziehung gesetzt. Dabei fällt die Differenzierung zwischen Dorf und Graben durchaus graduell abgestuft aus:

„Es gab einen Unterschied zwischen Kindern von Bauern und Kindern aus den Gräben, es gab aber kaum einen Unterschied zwischen uns, unseren zwei Nachbarkindern, den Leitnerkindern, und den Dorfkindern. Unsere Mütter wendeten alle Mühe auf, uns ‚schön‘ zu kleiden. Solche Einzelfälle konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es vereinzelt Kinder in den Gräben gab, die die Schule im Winter nicht besuchten, weil keine Schuhe da waren und es überhaupt an Kleidung fehlte.“⁴⁵¹

Erfahrungen – Landschaft

Wirklichkeitsordnungen werden durch den Sinn unserer Erfahrungen konstituiert und nicht durch die Objekte in der Welt an sich. Grundsätzlich sind Erfahrungen „[...] durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse [...]“.⁴⁵² Manche Erfahrungen erhalten ihren Sinn durch reflexive, nachträgliche Bewusstseinsleistungen, da das aktuell Erlebte nicht von sich aus sinnvoll ist. Sinn bekommt es erst, wenn es zu etwas anderem, zum Beispiel einer anderen Erfahrung, einer Problemlösung oder einer Handlungsrechtfertigung, in Beziehung gesetzt wird. Dadurch werden Erfahrungen erinnerungsfähig und bilden Sinnzusammenhänge.⁴⁵³

Welchen Erfahrungen sich ein Mensch zuwendet, hängt nicht nur von der aktuellen Situation ab, sondern auch von seinem subjektiven – wenn auch gesellschaftlich geprägten – Relevanzsystem und von seinem subjektiven Wissensvorrat. „Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung: sowohl meiner eigenen unmittelbaren Erfahrungen als auch solcher Erfahrungen, die mir von meinen Mitmenschen, vor allem meinen Eltern, Lehrern usw. übermittelt wurden. All diese mitgeteilten und unmittelbaren Erfahrungen schließen sich zu einer gewissen Einheit in der Form eines Wissensvorrats zusammen, der mir als Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung dient.“⁵⁴ Für Elisabeth Glettler ist das vorhin erwähnte Erlebnis am Berg, das Almrauschpflücken zu Peter und Paul, zunächst einmal eine Erfahrung, die sie als Kind gemacht hat. In der Beschreibung dieses Ereignisses lesen wir aber kaum etwas darüber, wie *sie* es erlebt hat, der Text speist sich aus der späteren Überformung der ursprünglichen Erfahrung und kondensiert das Geschehen von damals in einer ästhetisch distanzierten Darstellung. Der Unterschied zum Alltag manifestiert sich in der veränderten, guten Stimmung der Mutter, die das Kind Elisabeth wohl wahrgenommen haben wird, wenn es die Mutter sonst kaum lachen hörte.

Derselbe Berg und dasselbe Fest waren aber auch Anlass zu einer anderen Erfahrung, die beinahe konträr war:

„Wenn unter dem Weißbeck der Almrausch den Hang in rote Farbe tauchte, war es endgültig Sommer geworden. Am 29. Juni, dem Namenstag der Apostelfürsten Peter und Paul, wurde es im sonst so stillen Graben lebendig. Dörfner, aber auch Leute aus der weiteren Umgebung strebten dem Weißbeck zu, um das Blühen des Almrausches zu sehen oder einen Strauß mit nach Hause zu nehmen. Mein Ziehvater war misstrauisch, wenn er die vielen Leute sah, die sich auf dem Berg tummelten. Er machte sich Sorgen, dass sie ‚alles zusammentreten‘ und die Waldtiere stören würden. Die Mutter schloss sich seiner Meinung an. Wir Kinder waren in der Meinung gespalten. Wir freuten uns über die Abwechslung durch die vielen Leute, glaubten aber auch, dass sie ‚ohne zu fragen‘ den Almrausch von ‚unserem‘ Berg forttrugen.“⁵⁵

Dieses Mal wird der Berg als Ressource wahrgenommen und ist Teil der Umwelt, die zum Überleben im kargen Graben beiträgt. Darüber hinaus schwingt auch so etwas wie Besitzdenken mit, denn ansonsten hätten die Grabenbewohner/-innen den Graben für sich allein: „Wir entwickelten das Gefühl des Privilegiertseins, aus dem einfachen Grund, weil wir für uns festlegten, dass uns die Welt so weit gehörte, bis das nächste Haus anfang – und das war weit weg!“⁵⁶ Ein Berg – zwei Erfahrungen. Ohne sie bliebe der Berg weitgehend bedeutungslos im engsten Sinn des Wortes.

Die neuartige Erfahrung, dass andere Menschen in ihre Domäne eindringen, hat also das „fraglos“ Gegebene des Bisherigen in Frage gestellt. Das Fraglose der Lebenswelt bildet nicht einen geschlossenen Bereich, sondern ist von einem unbestimmten Horizont umgeben. Reichen nun die im Erfahrungsvorrat gespeicherten Auslegungen für die Lösung eines aktuellen Problems nicht aus, gilt es, den unbestimmten Horizont des bisher Fraglosen weiter oder neu auszulegen. Die Eltern haben Angst um ihren Berg, die Kinder auch, aber die freuen sich auch über Abwechslung und müssen nun einen Weg suchen, mit zwei divergierenden Auslegungen des Ereignisses zurechtzukommen.

Transzendenz – Landschaft

In der natürlichen Einstellung interessiert sich der Mensch in erster Linie für jenen Teil seiner alltäglichen Lebenswelt, der in seiner Reichweite liegt. Der Mensch ist der Mittelpunkt, sein aktueller Standort bildet die Ausgangsbasis für seine räumliche und zeitliche Orientierung und bestimmt die Distanzen und Sichtweisen der Objekte seiner Umgebung. „Relativ zu meinem Leib gruppiere ich die Elemente meiner Umgebung unter die Kategorien rechts, links, oben, unten, vorn, hinten, nah, fern usw.“⁵⁷ Diesen Sektor der Welt, der der unmittelbaren Erfahrung zugänglich ist, nennen Schütz/Luckmann „Welt in aktueller Reichweite“.⁵⁸

Diese Welt in aktueller Reichweite umfasst nicht nur aktuell wahrgenommene Gegenstände, sondern auch solche, die ich wahrnehmen *könnte*. Neben Nähe und Ferne zu den Objekten spielen die Sinnesmodalitäten der Wahrnehmung eine Rolle, Sehweite und Hörweite bestimmen die Reichweite mit. Obwohl für den Menschen in der natürlichen Einstellung vieles selbstverständlich ist, kommt für die Wahrnehmung von Gegenständen innerhalb der Welt aktueller Reichweite den Sinnen noch mehr Bedeutung zu als in der Erinnerung, wo Gehörtes oder Gesehenes mehr und mehr mittels Typisierungen geweckt wird, die sozial objektiviert und in versprachlichte Bedeutungszusammenhänge eingebettet sind. „Die letzteren aber idealisieren und anonymisieren weitgehend die in der aktuellen Erfahrung noch lebendigen Sinnesmodalitäten und Auffassungsperspektiven.“⁵⁹

Elisabeth Glettler weist auf diesen Unterschied zwischen der Welt in aktueller Reichweite und der Erinnerung daran folgendermaßen hin: „Heute, nach mehr als sechzig Jahren, in denen ich in vielen Kirchen aus und ein gegangen bin, kann ich die St. Georgener Kirche sehr gut in ihrer Einzigartigkeit beschreiben. Steige ich aber in meine Kinderzeit hinab, tauchen hauptsächlich Bilder auf, ein paar helle, glänzende, aber noch mehr ganz nebensächliche, und Ereignisse, die sich mir, warum auch immer, eingepägt haben.“⁶⁰ Die mit allen Sinnen erlebten und auch bis in die Einzelheiten geschilderten Ereignisse in der Dorfkirche – an anderer Stelle beschreibt die Autorin ausführlich die Messe am Christtag – wird den Kriterien gegenübergestellt, nach denen eine Kirche beschrieben werden sollte. Noch deutlicher wird dies an der resümierenden Schlussbemerkung über eben diesen Christtag in derselben Kirche: „Lese ich heute in einem Kirchenführer, fallen im Vergleich dazu meine Erinnerungen an die Kirche in St. Georgen recht jämmerlich aus. Es muss wohl am geringen Verstand gelegen sein und an der gänzlichen Unkenntnis dessen, was man als Kunst bezeichnet, an der fehlenden Ehrfurcht und der Langeweile beim Stillsitzen, vielleicht auch an allem zusammen, dass die Beschreibung nicht mehr hervorbringt.“⁶¹ Daran, was sie als Mädchen in ihrer Kirche gesehen, gehört, bestaunt und wahrgenommen hat, erinnert sich Elisabeth Glettler im Alter immer noch sehr gut, die Erinnerung wird aber mit der allgemein üblichen, objektivierten Art und Weise, wie man über Kirchen zu schreiben hat, verglichen. Die einstmaligen lebendigen Erfahrungen mit der Dorfbevölkerung, der Geruch von Weihrauch, die Einmaligkeit von besonderen Messen an Feiertagen werden nun gemessen an Kirchenführern, die mit Ausführungen über Geschichte und kunstvolle Ausschmückung des Kirchenraumes glänzen.

In Beschreibungen, die in engem Zusammenhang mit dem Lebensraum Graben stehen, wie Tätigkeiten auf dem Feld oder Wege ins Dorf, in Erzählungen über Arbeit oder

Wenn man nun davon ausgeht, dass die Gesamtheit aller je erlebten Teilwelten den aktuellen Weltausschnitt transzendiert, und wenn man wie Lobsien in Hinblick auf eine mögliche Definition von Landschaft zeitliche und räumliche Transzendenz in Opposition zur Gegenwärtigkeit setzt⁶³, können wir zumindest eines festhalten: In beiden Fällen sprechen wir von etwas, das im Moment prinzipiell unerreichbar ist⁶⁴ und mit Sehnsucht, zugleich mit Ferne und Vertrautheit, Vergangenheit und Glück assoziiert wird.

Bei Glettler erlangt der Graben deswegen den Charakter einer Landschaft, weil die ‚Qualitäten‘ einer Landschaft auf ihre erinnerte gegenständliche und sinnliche Welt zu treffen. Sie erlebt als Kind den Graben als einzigartig und ist enttäuscht, wenn andere das nicht so sehen:

„Nun wusste ich, was ich eigentlich gar nicht wissen wollte: Unser Graben war nicht so einzigartig. Es ging dort zu wie in anderen Gräben auch, also auch bei dem Dichter Rosegger, der schon längst gestorben ist, wie das Fräulein sagte. Was sie aber nicht wusste, dessen war ich mir ganz sicher: Das Fräulein wusste nicht Bescheid über den Georgnergraben. Wie hätte sie ihm sonst die Einzigartigkeit absprechen können!“⁶⁵

Die unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung lebensweltlicher Erfahrungen bereits besprochene Erzählung über den Ausflug auf das Weißeck birgt starke Hinweise auf Landschaftswahrnehmung, die, wie Lobsien schreibt, ein produktiver Akt ist: „Nach Simmel bestimmt sich Landschaft als Korrelat einer spezifischen bewußtseinsmäßigen Leistung, die sich zunächst als Abgrenzung vollzieht. Aus dem unendlichen Zusammenhang der Naturphänomene wird ein Ausschnitt hergestellt. Dieser Ausschnitt wird sodann als Einheit betrachtet, er wird als ursprünglicher Teil eines Ganzen nunmehr selbst zu einem Ganzen erhoben bzw. er repräsentiert dieses Ganze.“⁶⁶ Biografisch gesehen wird der Abschnitt Kindheit zu einem Teil des Lebens, der einerseits nur mehr in der Erinnerung zugänglich ist und andererseits in seiner Bedeutung für das ganze Leben idealisiert wird. Diese Idealisierung wird übertragen auf den Ort der Kindheit, wodurch der Georgnergraben zum Synonym für die Zeit der Kindheit wird. Die als Kind wahrgenommene und erlebte Einzigartigkeit des Grabens setzt sich in der Erinnerung fort und findet ihren Niederschlag im geschriebenen Text.

Aus der Retrospektive

„Die Kindheit ist der Anfang des Lebensweges, das Paradies. Ich erlebe, dass dieser Garten ja gar nicht verschlossen ist, die Erinnerung ist das Tor. Es ist schön, dahin spazieren zu gehen. Und niemand hindert mich, das aus dem Garten zu holen, was ich gerade brauche: Geborgenheit, Freude, Zuversicht und Mut.“⁶⁷ Das Leben, vorgestellt als „Weg“, sein Ausgangspunkt ein „Paradies“; die Kindheit als „Garten“, der bisweilen verschlossen scheint, es bei eingehender Betrachtung aber nicht unbedingt ist, und ein „Tor“, durch das man sich dorthin Zugang verschaffen kann ... Nur selten wird der Prozess des lebensgeschichtlichen Erinnerns in der populären Autobiografik derart räumlich versinnbildlicht wie in diesem Einleitungszitat zu den veröffentlichten Kindheitserinnerungen Theresia Oblassers. Selten wird weiters auf den ersten Blick so deutlich, wie sehr auch lebensgeschichtliche

Manuskripte ‚kleiner Leute‘ von literarisch-erzählerischen Ambitionen mitgestaltet sein können⁶⁸, was sich hier vor allem in metaphorischer Ausdrucksweise oder auch in der Anlehnung an den diesem Beitrag vorangestellten Aphorismus Jean Pauls bemerkbar macht.

Und noch in weiterer Hinsicht ist das Zitat außergewöhnlich, indem die Autorin darin nämlich wesentliche Spezifika autobiografischen Schreibens anspricht: Dass Erinnern immer ein retrospektiver und selektiver Vorgang ist, der vom Subjekt aus der gelebten Gegenwart heraus gesteuert wird, ist für viele Verfasser/-innen von Erinnerungstexten wie auch für historisch interessierte Leser/-innen solcher Texte durchaus nicht selbstverständlich. Schließlich wird vice versa sogar der produktive Charakter biografischer Selbstreflexion und lebensgeschichtlichen Schreibens für die gegenwärtige Befindlichkeit der Autorin hervorgehoben.⁶⁹ Eine umsichtige, erfahrene Bäuerin kann sich jederzeit aus dem gepflegten Garten holen, was sie in Haus und Küche gerade benötigt, und die persönliche Befriedigung darüber, wie alles wächst und gedeiht, ist eine Draufgabe zur Befriedigung des unmittelbaren Haushaltsbedarfs – „ein schönes Geschenk für die Gegenwart“, wie sie es unmittelbar darauf bezeichnet. Diese Autorin hat ihren ‚Hausgarten der Erinnerungen‘ offenkundig gut bestellt und weiß sichtlich auch Bescheid darüber, mit welchen Mitteln man der Vielfalt der gedeihenden Früchte sprachlichen Ausdruck verleiht.

Es ist unwahrscheinlich, dass ein so reflektierter ‚Auftakt‘ einer autobiografischen Kindheitsdarstellung einer (Laien-)Autorin spontan aus der Feder fließt. Zu ihrer Einordnung ist es hilfreich zu wissen, dass diese Einleitung zu den Kindheitserinnerungen Theresia Oblassers etwa anderthalb Jahrzehnte nach der Niederschrift des Hauptteils des Manuskripts erst im Vorfeld zur Herausgabe der Textedition entstanden ist und dass die Autorin in der Zeit seit der handschriftlichen Erstfassung ihrer Kindheitserinnerungen auf dem Gebiet des Schreibens keineswegs untätig geblieben ist. Das kurze Vorwort zeugt von den Erfahrungen, die sich Theresia Oblasser in selbstorganisierten Schreibwerkstätten mit anderen Frauen aus der Region, bei der gemeinsamen Herausgabe einiger literarischer Sammelbände, durch Publikationen in Zeitschriften, Lesungen und bei ihrem weitergehenden Engagement in kirchlichen und bergbäuerlichen Organisationen im Lauf der Jahre angeeignet hat.⁷⁰

Die obigen Ausführungen machen deutlich, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit autobiografischen Texten nicht umhin kann, Entstehungszusammenhänge und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Schreibens möglichst umfassend zu berücksichtigen. Bei Erinnerungstexten handelt es sich, so nüchtern und faktenorientiert sie gestaltet sein mögen, keineswegs um „Augenzeugenberichte“, in denen man historische Wirklichkeiten oder zumindest subjektive Interpretationen derselben wahrnehmungsgetreu wiedergegeben finden könnte. Vielmehr hat man es mit retrospektiv verfassten Selbstzeugnissen zu tun, das heißt, mit schriftlichen Dokumenten, in denen die Verfasser/-innen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und in einer aktuellen Lebenssituation; aus gegebenen Anlässen oder Schreibmotivationen heraus; für einen konkreten oder imaginierten Adressatenkreis; im Rückblick auf die gesamte Lebensgeschichte oder einzelne Lebensabschnitte; gestützt auf einen Vorrat an individuellen Erinnerungen und lebensweltlichem Wissen und strukturiert wie auch selektiert aufgrund gegenwärtiger Relevanzen; bedeutsame Aspekte ihrer Lebensgeschichten rekonstruiert und in die Form einer schriftlichen Erzählung gebracht haben.⁷¹

Jeder autobiografische Text ist demnach das Produkt bzw. manifester Ausdruck eines komplexen Kommunikationsprozesses in der Schreibgegenwart und durch dessen konkrete Rahmenbedingungen sowie aktuelle Deutungsmuster und Relevanzen mitkonstituiert.

Neben der inhaltlichen Dimension von Selbstzeugnissen gilt es daher immer auch deren „Textualität“ zu berücksichtigen, die laut Volker Depkat eine komplexe Wechselwirkung zwischen den für eine Textsorte „je spezifischen inneren sprachlichen Mechanismen und Regeln“ und der „grundsätzliche(n) Historizität narrativer Strukturen“⁷² beschreibt. „Die Ebene der Textualität zielt auf die Relevanz von autobiographischen Selbstthematizierungen in gesellschaftlichen Zusammenhängen und zugleich auf die Relevanz eben dieser gesellschaftlichen Zusammenhänge für die Gestalt autobiographischer Texte.“⁷³

Mehr noch: Autobiografisches Erzählen ist wie jede sprachliche Äußerung – auch in seiner schriftlichen Form – per se ein Akt sozialen Handelns, in dem unterschiedliche elementare sprachliche Funktionen zugleich aktualisiert werden, wodurch „ein jeweils besonderes Selbst- und Weltverhältnis hergestellt wird“.⁷⁴ Neben der bei dieser Textsorte oft im Vordergrund stehenden Darstellungsfunktion sind in diesem Zusammenhang vor allem die Ausdrucks- und die Appellfunktion der Sprache von Bedeutung, die eine elementare Bezugnahme sprachlicher Äußerungen auf das Selbst der erzählenden Person einerseits und auf die potenziellen Adressaten andererseits implizieren.⁷⁵ Sprachlich realisiert werden diese Bezüge durch unterschiedliche Arten von elementaren Sprechakten.⁷⁶

Objektive Veränderungen in der naturräumlichen Umgebung eines bestimmten Ortes könnten demnach in einem Erinnerungstext einmal nüchtern, deskriptiv, quasi-kartografisch als historisches Faktum festgehalten sein. In einer anderen Erzählhaltung könnte die subjektive sinnhafte Besetzung der landschaftlichen Gegebenheiten in den Vordergrund treten und die nämlichen Entwicklungen als persönliche Verlust- oder Gewinnerfahrungen ausweisen. In einer dritten Darstellungsweise könnten die landschaftlichen Veränderungen beispielsweise unter ökologischer Perspektive kommentiert werden, um mit dieser appellativen Stellungnahme im anvisierten Adressatenkreis einen landschaftsplanerischen Diskurs anzustoßen oder zu bereichern.

Dieses Gemenge von sprachpragmatischen Funktionen in der autobiografischen Darstellung, in dem sich ein spezifisches Verhältnis des Individuums zu seiner sozialen Umgebung artikuliert und zugleich konstituiert, lässt sich wiederum an einer thematisch relevanten Textpassage der bereits zuvor zitierten Theresia Oblasser über Einflüsse des aufkommenden Tourismus in den 1950er und 1960er Jahren auf die Ortsbildgestaltung in Pinzgauer Dörfern verdeutlichen.

Sie beginnt ihre Darstellung aus einer neutralen Beobachterperspektive mit allgemeinen konstativ-beschreibenden Aussagen über wahrgenommene Veränderungen. Hinter diesen machen sich aber nach und nach stärker normativ-regulative Aspekte bemerkbar, sowohl in Bezug auf die erinnerten Vorgänge der Vergangenheit wie auch auf deren Wiedergabe: „Es wurden bald viele Häuser gebaut, ganze Feriendörfer entstanden. Alte Gasthäuser bauten aus, und überdimensionale Bauten entstanden. Das Wort rustikal kam in Mode. Alles musste rustikal sein, vom Baustil bis zur Beleuchtung, von der Bekleidung bis zur Gebäudeverkleidung. Rustikal war der behördlich angeordnete Geschmack bei allen neuen Bauvorhaben, dem sich nur wenige entziehen konnten.“⁷⁷

Die Ich-Erzählerin bleibt vorerst Teil einer unbestimmten Allgemeinheit, deren Gemeinsinn hier vordergründig artikuliert wird; in weiterer Folge bringt sie sich und ihre emotionale Beteiligung an den damaligen Vorgängen zumindest einmal vorsichtig als Teil eines kollektiven „uns“ (wenn auch nur in einer emphatischen Geste der Abgrenzung gegenüber angeblichen artifiziellen Vorbildern aus dem benachbarten Ausland) zur Geltung: „Es war zum Beispiel immer Brauch gewesen, den ‚Gang‘, einen schmalen Balkon, mit Blumen zu schmücken. Pelargonien, Fuchsien, Nagerln, Rosmarin, Petunien stellten die Bäuerinnen und Hausfrauen im Mai auf den Brustbaum, zu ihrer Freude und der aller Vorübergehenden. Den Fremden gefiel das auch. So wurden bald Vorträge und Wettbewerbe veranstaltet, das Dorf mit dem schönsten, aufwendigsten Blumenschmuck wurde prämiert. Dias der schönstgeschmückten Häuser (manchmal bei Exkursionen in Bayern aufgenommen) entlockten uns bewundernde Ausrufe und stärkten Eifer und Bemühen. Das Wetteifern weckte manchmal Neid und Missgunst unter den Frauen. Pensionen und Hotels ließen sich ihren Balkonschmuck von Gärtnereien zusammenstellen und viel kosten – und wirkten dabei immer überladener und eintöniger.“⁷⁸

Implizit bringt die Autorin mit der Art, wie sie verschiedene Modernisierungspänomene vorträgt, jedoch den selbst erlebten Zwiespalt gegenüber all diesen Entwicklungen zum Ausdruck. Sie bekennt durchaus ihren aktiven Anteil an den Neuerungen („Doch wir Jungen wollten uns dem modernen Leben angleichen.“⁷⁹) und thematisiert zugleich auch den Gruppenzwang, unter dem vermutlich nicht zuletzt sie selbst zu leiden hatte. Über weite Strecken vermeidet sie es aber, die eigene Position hinter dem kollektiven „man“ oder „wir“ genauer zu benennen.

Die Erzählung verbleibt in dieser Passage zwar formal eindeutig in der Vergangenheit, an anderer Stelle jedoch wird deutlich, dass diese Entwicklungen auch in die Erzählgegenwart hereinwirken und aus der Sicht der Autorin immer prekärere Auswirkungen zeitigen („Inzwischen ist es so weit gekommen [...]“⁸⁰). Gerade aufgrund dieses Bogens, der bis in die Gegenwart gespannt wird, lässt sich das Gesagte gewissermaßen auch als Mahnung an heutige Leser/-innen verstehen, aktuellen Modeströmungen doch nicht unreflektiert zu folgen, während bei entsprechend aufmerksamer, kritischer Beobachtung bereits negative Auswirkungen derselben sichtbar werden. In bestimmter, aber doch zurückhaltender Weise charakterisiert die Autorin sich als Teil einer Gemeinschaft, deren Konventionen sie sich formell – im unpersönlichen „man“ – zwar unterordnet, obwohl für sie zugleich auch Diskrepanzen sichtbar werden. Der Umstand, dass die Autorin dies als mitten im Leben stehende aktive Bäuerin im Alter von knapp 50 Jahren geschrieben hat, macht den kritisch-distanzierten Unterton umso bemerkenswerter.

Noch offensichtlicher als die fundamentale Verquickung von deskriptiven, expressiven und appellativen Äußerungen wird in diesen Passagen die „doppelte Zeitperspektive“ autobiografischen Erzählens, bzw. das Zusammenspiel eines erzählten und eines erzählenden Ichs.⁸¹ Michael von Engelhardt bezeichnet diese, selbstredend nur analytisch getrennt zu betrachtenden Aspekte der Erzählerpersönlichkeit als Vergangenheits- und Gegenwarts-Ich und charakterisiert den Prozess des autobiografischen Erzählens als ein Wechselspiel der beiden Instanzen, die sich in ihren innen- und außenweltlichen Bezügen und mittels der schon angeführten unterschiedlichen Sprechakte und Erzählweisen zugleich im Text manifestieren. „Vergangenheits-Ich und Gegenwarts-Ich sind durch eine Entwicklungsgeschichte voneinander geschieden: Es ergeben sich Unterschiede zwischen

den Erfahrungs- und Lebenssituationen, zwischen den Identitätsformationen, zwischen den bedeutsamen Sinnwelten usw., sonst gäbe es nichts zu erzählen. Beide, das Ich der Vergangenheit, von dem erzählt wird, und das Ich der Gegenwart, das erzählt, Bewertungen vornimmt und Begründungen gibt und sich zuhört, beide sind aber auch miteinander verbunden und bilden darüber die Einheit der Person in der Zeit.“⁸²

Die Bemerkung „[...] sonst gäbe es nichts zu erzählen“ verweist hier natürlich weit über unsere Thematik hinaus auf eine viel umfassendere Palette an möglichen Spannungsmomenten bzw. Differenzerfahrungen zwischen erinnerter Vergangenheit und erlebter Gegenwart, die biografisch sinnstiftend sein und als Motive in lebensgeschichtlichen Erzählungen wirksam werden können. Dennoch führt sie doch auch zurück zur Fragestellung, die weiter oben aufgeworfen wurde: ‚Sesshaften‘ Menschen mangelt es – gegenüber solchen, die im Verlauf ihres Lebens öfter ihren Lebensmittelpunkt gewechselt haben – objektiv an einem Erzählthema, das in anderen Biografien oft einen ganz zentralen Stellenwert einnimmt. Und weil Mobilität zwischen verschiedenen Lebensräumen wahrscheinlich nicht bloß *ein* biografisches Motiv unter vielen darstellt, sondern darüber hinaus auch konstitutiv ist für einen spezifischen persönlichen Weltbezug, für eine gewisse Grundhaltung der räumlichen wie sozialen Beweglichkeit, könnte die Erfahrung dauerhafter Ortswechsel im realen Leben eine reflektierende Auseinandersetzung mit Aspekten vergangener oder aktueller physisch-räumlicher Umwelt im autobiografischen Schreiben grundsätzlich fördern bzw. erleichtern. Und wenn sich die meist sehr detaillierte Auseinandersetzung mit Lebenswelten der Kindheit und Jugend in schriftlichen Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Heimatvertriebenen oder anderen Personen mit Migrationserfahrung aus dieser erfahrenen elementaren räumlichen Zäsur in der Biografie heraus erklärt, so müssten Menschen mit nur *inem* Lebensmittelpunkt demzufolge den räumlichen Aspekten ihrer Lebenswelten entweder weniger Beachtung schenken oder aus anderen Motiven heraus ein differenzierteres, reflektiertes bzw. distanzierteres Verhältnis zu diesen entwickeln, um sie mit Bedeutung zu erfüllen und dadurch erst erzählwürdig zu machen.

Im Fokus

Im Folgenden wollen wir die autobiografischen Manuskripte zweier Frauen vergleichen, deren Lebensgeschichten viele Parallelen, aber auch gewichtige Differenzen aufweisen, darunter einen hier entscheidenden Gegensatz: Die eine, Elisabeth Glettler, hat den Ort ihrer Kindheit, eine entlegene Keusche im Georgnergraben bei St. Georgen ob Judenburg, im Alter von knapp zehn Jahren verlassen (müssen), lebte noch einige Jahre im Ort im Tal und danach immer in größeren Städten; die andere, Theresia Oblasser, verbrachte mit wenigen kurzen Unterbrechungen ihr gesamtes bisheriges Leben auf zwei Bergbauernhöfen auf dem Großsonnberg bei Taxenbach im Pinzgau. Die beiden Schreiberinnen bzw. die konkrete Basis dieser kontrastierenden Analyse sollen zuerst noch genauer vorgestellt werden:

Tabelle 1: Merkmale des erlebten und erzählten Lebens im Vergleich

Elisabeth Glettler	Theresia Oblasser
geb. 1940; verheiratet seit 1964; zwei Kinder	geb. 1941; verheiratet seit 1965; drei Kinder
viertes uneheliches Kind einer Landarbeiterin, als Ziehkind bei Holzarbeiter-/Häuslerfamilie aufgewachsen; drei Ziegeschwister	erstgeborene Tochter einer Bergbauernfamilie, sieben jüngere Brüder
Volks- und Hauptschule, Lehrerbildungsanstalt krankheitsbedingt abgebrochen; Handelsakademie-Abendschule, Religionspädagogische Akademie; Studium der Pädagogik, akademischer Grad: Mag. Dr.	Volksschule, Lehre auf elterlichem Hof, landwirtschaftliche Berufs- und Haushaltungsschule; diverse Fortbildungskurse
Büroangestellte, Religionslehrerin, Erziehungswissenschaftlerin, Universitätslektorin	Bäuerin, Schriftstellerin
Wohnort 1941 bis 1949: Schloßmoarhütte auf 1.200 Meter Höhe im Georgnergraben; danach im Ort St. Georgen ob Judenburg, Steiermark	Wohnort 1941 bis 1964: Grainsberghof auf 1.050 Meter Seehöhe auf dem Großsonnberg nahe Taxenbach, Pinzgau, Salzburg
seit 1958 in Graz, zeitweise in Innsbruck	seit 1965 auf dem benachbarten Brandstättthof
Originalmanuskript digital; A4, ca. 160 S.	Originalmanuskript handschriftlich in 5 A5-Schulheften à 40 Blatt, gesamt ca. 300 S.
entstanden 2007 bis 2009; veröffentlicht 2010	entstanden 1985 bis 1992; veröffentlicht 2006
Kindheitserinnerungen bis 1949 (Umzug ins Dorf St. Georgen nach Tod des Ziehvaters)	Kindheits- und Jugenderinnerungen bis 1962 (Tod der Mutter) mit einer Zäsur 1955 (Ende der Pflichtschule)
Gliederung in zwei Hauptteile („Grabenleben“, „Im Jahreslauf“), die auf zwei Ebenen stark weiter untergliedert sind	Gliederung in vier zeitlich klar begrenzte Abschnitte („Rückblick“, „Vorschulalter“, „Schulzeit“, „Nach dem Schulaustritt“)
Publikation: <i>Kein siebenter Tag. Kindheit in der Einsicht</i> , 2010, weiters eine erziehungshistorische Monografie (Diplomarbeit) über private Mädchenvolksschulen der Schulschwestern	Publikation: <i>„Das Köpfchen voll Licht und Farben ...“ Eine Bergbauernkindheit</i> , 2006, weiters diverse Zeitschriftenartikel und literarische Publikationen (vor allem Lyrik und Mundart)

Geboren im Abstand von nur einem Jahr, im Frühjahr 1940 bzw. 1941, sind beide in ländlichen Regionen Österreichs, in exponierter Lage über 1.000 Metern Seehöhe aufgewachsen, die eine als älteste und einzige Tochter einer kinderreichen Bergbauernfamilie, die andere als Ziehkind bei einer Häuslerfamilie mit zwei deutlich älteren Ziegeschwistern und einem annähernd gleichaltrigen Ziehbruder. Während der Ziehvater Elisabeth Glettlers nach der Heimkehr vom Kriegsdienst die Arbeitswoche im Holzschlag verbringt und nur am Wochenende nach Hause kommt, betreibt die Ziehmutter Landwirtschaft für den Eigenbedarf und arbeitet darüber hinaus für den Besitzer der entlegenen Keusche, einen größeren Bauern auf der Sonnseite des Tales.

Kinder wurden in jener Zeit und unter solchen Bedingungen – ob auf einem Bergbauernhof oder in einer Kleinhäuslerwirtschaft – als Arbeitskräfte herangezogen und mussten so zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, auch wenn Elisabeth Glettler sich selbst in

dieser Hinsicht als weniger belastet empfand als ihre älteren Ziehweschwister. Auch Theresia Oblasser misst in ihrer Erzählung den Verpflichtungen zur Mithilfe in der Landwirtschaft oder bei der Aufsicht über kleinere Geschwister keinen großen Stellenwert bei. Es wird zwar deutlich, dass zumindest in den Jugendjahren diesbezüglich Konflikte, vor allem mit der Großmutter, bestanden haben; insgesamt nehmen land- oder hauswirtschaftliche Arbeiten aber im Rückblick der Autorin auf die eigenen Kindheitsjahre auffällig wenig Raum ein.

Für beide Erzählerinnen ändert sich die Lebenssituation mit dem Tod eines nahen Angehörigen grundlegend. Für Theresia Oblasser brachte der überraschende Tod ihrer Mutter die Verpflichtung mit sich, ihre aktuelle Anstellung aufzugeben und als einzige Tochter im Alter von 21 Jahren Mutters Stelle im großen familiären Haushalt einzunehmen. Zugleich müssen persönliche Entwicklungsmöglichkeiten, die sich mit dem Besuch einer auswärtigen landwirtschaftlichen Haushaltungsschule oder dem Engagement in kirchlichen und ländlichen Jugendorganisationen aufgetan hatten, wieder eingeschränkt und zurückgestellt werden. Einige Jahre später und bevor sie sich durch eine Heirat endgültig an den Ort ihrer Kindheit und Jugend bindet, nimmt Theresia Oblasser daher noch eine einjährige Auszeit, die sie in Tirol auf einem Dienstplatz im Gastgewerbe verbringt.

Gegenteilige Auswirkungen hat der frühe Tod des Ziehvaters im Jahr 1949 auf Elisabeth Glettlers weitere Lebensgeschichte. Ihre Ziehmutter, die in einem weiteren Verbleib auf der entlegenen Hütte weniger denn je eine Zukunft für sich und ihre Kinder sieht, entschließt sich, eine neue Stelle im Tal zu suchen. Das von den knapp zehnjährigen Kindern anfangs gar nicht begrüßte Weggehen aus dem Graben bietet letztlich enorme Erleichterungen und für die Kinder deutlich bessere Bildungs- und Berufschancen.

Von der beschriebenen familiären und gesellschaftlichen Stellung aus entwickeln sich beide Frauen nicht nur höchst unterschiedlich, sondern in mancher Hinsicht auch recht ungewöhnlich angesichts der gegebenen Voraussetzungen. Elisabeth Glettlers kann die Hauptschule in der nächsten Stadt und danach eine Lehrerbildungsanstalt besuchen, allerdings den Wunschberuf Lehrerin aus gesundheitlichen Gründen vorerst nicht ergreifen. Nach Beschäftigungen als Kindermädchen und im Büro, nach Gründung einer Familie und Geburt zweier Kinder macht sie im zweiten Bildungsweg eine Ausbildung zur Religionslehrerin und absolviert, während sie diesen Beruf fast anderthalb Jahrzehnte lang ausübt, noch das Studium der Erziehungswissenschaft, um ihre berufliche Laufbahn letztlich als Lehrbeauftragte an zwei österreichischen Universitäten zu beschließen.

Theresia Oblasser hingegen entscheidet sich nach mehrjähriger Partnerschaft, den Hof erben eines Nachbarhofes zu heiraten; sie wird Vollerwerbsbäuerin und dreifache Mutter. Dennoch beginnt sie sich verstärkt nach außen hin zu orientieren: Sie absolviert Fortbildungskurse, engagiert sich in der Katholischen Frauenbewegung, in der Bergbauernvereinigung und widmet sich etwa ab der Lebensmitte immer stärker kulturellen Interessen, die mit den bäuerlichen Alltagserfordernissen nur bedingt zu tun haben. Nach der Übergabe des Hofes an einen Sohn verstärkt sich im Alter ihr Interesse an literarischen und regionsbezogenen Aktivitäten; neben der zeitweiligen Versorgung der Enkelkinder bildet dieses Engagement einen Schwerpunkt im späteren Leben Theresia Oblassers.

Beide Frauen haben ihre Kindheitserinnerungen in ausführlicher Form aufgeschrieben und waren dabei ausdrücklich darum bemüht, in ihren Aufzeichnungen die kindliche Erlebnisperspektive möglichst unverfälscht durch spätere Erfahrungen oder Reflexionen

zum Ausdruck zu bringen. Beiden Autorinnen gelingt es demnach sehr gut, das „Vergangenheits-Ich“ episodeweise in den Vordergrund treten zu lassen und ausgesprochen reichhaltige Impressionen vom persönlichen Erleben ihrer kindlichen Umwelt schriftlich festzuhalten, ohne dass dabei der – primär vom „Gegenwarts-Ich“ geführte – rote Faden der Erzählung verlorengeht.

Die Vorstellung von einer möglichen späteren Publikation der aufgezeichneten Kindheitserinnerungen war beiden Frauen schon im Verlauf des Schreibens zumindest unterschwellig präsent.⁸³ Während für Elisabeth Glettler – abgesehen von ihren engsten Angehörigen – die Öffentlichkeit des Herkunftsdorfes, die ehemaligen Mitschüler/-innen und andere lokalhistorisch Interessierte die hauptsächliche Zielgruppe ihres Schreibens waren, stehen bei Theresia Oblasser regionale und überregionale Adressatenkreise im Vordergrund, nicht zuletzt auch die *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, an die sie ihre Aufzeichnungen einsandte, nachdem sie das erste Heft mit Kindheitserinnerungen vollgeschrieben hatte.

Den zahlreichen Parallelen im persönlichen Zugang zum lebensgeschichtlichen Schreiben stehen die angeführten Differenzen in der sozialen Herkunft und im Lebensverlauf sowie ein relativ großer zeitlicher Abstand zwischen der Entstehung der Manuskripte gegenüber. Während Theresia Oblasser ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen gegen Ende des fünften Lebensjahrzehnts (1988 bzw. 1991/92) aufgeschrieben hat, stellt sich Elisabeth Glettler dieser Aufgabe erst rund zwei Jahrzehnte später, in den Jahren 2007 bis 2009, und fraglos ist eine solche Zeitdifferenz nicht bedeutungslos. Theresia Oblasser hätte – nach eigener Aussage – ihre Kindheitserinnerungen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung (mehr als 15 Jahre nach der Niederschrift) in ganz anderer Form geschrieben, und zwar so grundlegend anders, dass eine bloße Überarbeitung die Diskrepanzen nicht hätte beseitigen können. Und Elisabeth Glettler absolvierte im selben Zeitraum eine akademische Laufbahn, die sich zumindest in manchen sprachlich-stilistischen Aspekten ihrer Aufzeichnungen bemerkbar macht.

Die Autorin wurde aber auch erst durch einen konkreten privaten Anlass, nämlich durch die Krebserkrankung ihres jüngeren Ziehbruders, zum Festhalten ihrer Erinnerungen motiviert: „Da wusste ich es! Ich musste Walter, dem kleinen Ziehbruder von damals, die Geschichten irgendwie erzählen, sie ihm aufgeschrieben bringen. Sie ihm vorlesen und ihm damit aus der Krankenstube heraushelfen, ihn hineinbegleiten in die lichte Zeit der Kindheit im Graben.“⁸⁴

Hie das „Paradies“ der Kindheit, das keineswegs nur schöne Erfahrungen birgt – da die „lichte Zeit im Graben“, die in sich schon ein Paradoxon darstellt. In beiden Fällen geht es vielmehr um eine ähnliche „Grundstimmung“⁸⁵, welche für die Autorinnen die Sphäre der Kindheit umgibt, und derer sie sich im Schreiben wieder bewusst zu werden versuchen. „Das Paradiesische ist die Erinnerung an eine Zeit voll Neugierde, Interesse und Begeisterung am Leben und allen Ereignissen, in der noch nichts als banal und langweilig oder gar sinnlos gewertet wird.“⁸⁶

Inwieweit und aus welchen Blickwinkeln in diesen Kindheitsszenarios Landschaftsbilder eine Rolle spielen, soll die folgende selektive Zusammenschau der beiden Manuskripte zeigen, die sich vorwiegend an Textpassagen vergleichbaren Inhalts, teilweise auch an Parallelitäten im formalen Erzählaufbau festmacht. Das hier gewählte Verfahren der kontrastierenden Analyse orientiert sich in mehrfacher Hinsicht an Prinzipien der Grounded Theory⁸⁷, zum Beispiel in der bewussten, theoriegeleiteten Auswahl der gegenübergestellten

autobiografischen Dokumente in Hinblick auf größtmöglichen Erkenntniswert im Lichte der vorläufigen Arbeitshypothese;⁸⁸ in der möglichst offenen Herangehensweise, die zwar von einer bestimmten Themenstellung ausgeht, sich dabei jedoch immer an der konkret vorgefundenen Erscheinungsvielfalt von Phänomenen im empirischen Material orientiert;⁸⁹ und schließlich in einem Prozess des intensiven Inbezugsetzens und Vergleichens von thematisch relevanten Motiven und Merkmalszusammenhängen.⁹⁰

Unser Vorgehen basiert weiters auf der Annahme der Gestalthaftigkeit⁹¹ lebensgeschichtlicher Erzählungen, weshalb auch der Aufbau und das ganzheitliche Erscheinungsbild der Texte kontrastiv betrachtet werden. Obwohl eine gestalttheoretische Sicht lebensgeschichtlicher Erzähltexte ebenso wie die Grounded Theory eine vollständige Rekonstruktion jedes Falles in seiner Eigenlogik⁹² nahelegt, wird eine solche hier nur annäherungsweise geleistet. Die Analyse setzt an markanten thematischen wie narrativen Schlüsselstellen der Texte an und ist darum bemüht, deren Besonderheiten im wechselseitigen Abgleichen aneinander zum ‚Sprechen‘ zu bringen, vor allem auch, was ihre Relevanz in Bezug auf die präsentierte biografische Gesamtsicht anlangt. Insofern sehen wir die kontrastierende Analyse als eine weniger aufwändige und dennoch aufschlussreiche Form der Auseinandersetzung mit den vieldimensionalen autobiografischen Textkonstruktionen und ihren ebenso vielschichtigen Aussagegehalten.⁹³

Mit einem Fokus auf raum- und landschaftsbezogene Darstellungen in beiden Manuskripten sollen inhaltliche wie textliche Differenzen zutage gefördert und fallweise mit biografischen Besonderheiten der Autorinnen und ihren individuellen Schreibhaltungen in Beziehung gesetzt werden. Die Aufzeichnungen Elisabeth Glettlers repräsentieren den Prototyp einer Erzählung über die (gedankliche) Rückkehr an den Ort der Kindheit nach langer Abwesenheit und thematisieren dementsprechend räumlich-landschaftliche Aspekte in reicher Zahl. Die Kindheits- und Jugenderinnerungen Theresia Oblassers sind hingegen nicht als diametral dazu angelegtes Gegenbeispiel im Sinn unserer Arbeitsthese zu verstehen. Auch diese Autorin berührt und skizziert an etlichen Stellen landschaftliche Aspekte ihrer kindlichen Lebensumgebung; die vermittelten Impressionen erscheinen bei ihr aber beiläufiger, nicht in Verbindung mit einem bewusst eingeschlagenen Erzählstrang stehend, wie er beispielsweise schon in Elisabeth Glettlers ursprünglichem, stark ortsbezogenen Manuskripttitel „Eine Grabenkindheit nach dem Zweiten Weltkrieg“ zum Ausdruck kommt.

Das weitgehende Fehlen von Landschaftserinnerungen allein würde – so sehr es für einen großen Teil von populären lebensgeschichtlichen Manuskripten tatsächlich zutrifft – keine zureichende Voraussetzung für einen produktiven Vergleich eröffnen. Wir fragen mit dieser Gegenüberstellung also vielmehr danach, wie es im Lichte unserer Ausgangsthese dazu kommen kann, dass Theresia Oblasser, eine Frau, die ihre engere Heimat kaum jemals für längere Zeit verlassen hat, dennoch eine recht beträchtliche Anzahl an landschaftsbezogenen Erzählungen über diese Lebensumgebung hervorbringt.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln

Eine Gegenüberstellung der Gliederungen der beiden Manuskripte⁹⁴ soll die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und Erzählleitlinien⁹⁵ der Schreiberinnen verdeutlichen.

Weitgehend parallel folgt auf ein Vorwort in beiden Fällen ein eher knapp gehaltener Rückblick auf die Familiengeschichte, in dem jeweils nur das Wesentliche zum Verständnis der eigenen ‚Startbasis‘ ins Leben referiert wird. Danach bemühen sich beide Autorinnen, ihre eher verstreuten frühkindlichen Erinnerungen an Geschehnisse im eigenen Lebensumfeld in Zusammenhang mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu dokumentieren.

In der Folge nimmt der Schulbesuch in den Kindheitserinnerungen beider Autorinnen einen wichtigen Stellenwert ein. Der Aufbau des Oblasser-Manuskripts ist weitgehend chronologisch und folgt der durch die Institution Schule vorgegebenen Strukturierung der Kindheit in die großen Abschnitte: „Vorschulalter“, „Schulzeit“ und „Nach dem Schulaustritt – vom Kind zur Jugendlichen“, die im Textoriginal nicht weiter untergliedert sind. Von kaum geringerer Bedeutung sind die langen Schulwege von mehr als einer Stunde in eine Richtung, die jeweils durch einen Graben ins Tal bzw. in den nächstgelegenen Schulort führen. „Am Schulweg spielte sich ein großer Teil unseres Lebens ab, ein Stück Freiheit und Eigenleben zwischen Schule und Elternhaus“, resümiert Theresia Oblasser in einem separaten Erinnerungstext⁹⁶ zu diesem Thema. Die zwar routinemäßig absolvierte, aber doch dem reglementierten Alltag entthobene Wegstrecke bietet Raum für vielerlei Wahrnehmungen, Erlebnisse und nachträgliche Erzählungen, in denen wiederholt und en passant auch Landschaftseindrücke zur Sprache kommen. Zumindest bis zum Ende der Volksschulzeit bildet der je nach Jahreszeit und Witterung mehr oder weniger beschwerliche Schulweg eine zentrale gemeinsame Erfahrungsbasis der beiden Erzählerinnen.

Eine Parallele bildet auch die Schlusszäsur, die in beiden lebensgeschichtlichen Erzählungen mit einem tiefen Einschnitt im Familiengefüge durch den – frühzeitigen bzw. unerwarteten – Tod eines Elternteils einhergeht. Während Theresia Oblasser ihre Mutter im 21. Lebensjahr verlor, umspannt Elisabeth Glettlers Erzählung nur die ersten zehn Lebensjahre bis zum Tod ihres Ziehvaters, somit genau jenen Zeitraum, den sie mit ihrer Ziehfamilie im Georgnergraben verbrachte.

Mit der Untergliederung in die zwei Hauptabschnitte „Grabenleben“ und „Im Jahreslauf“ legt Elisabeth Glettler in ihrem lebensgeschichtlichen Manuskript einen räumlichen und einen zeitlichen Erzählschwerpunkt. In „Grabenleben“ entfaltet sie facettenreich ihre kindliche Lebenswelt zwischen zwei Polen, nämlich dem eigenen Zuhause im sogenannten Graben, einem nur über einen steilen Fuhrweg erreichbaren, dünn besiedelten Hochtal in der westlichen Obersteiermark, und dem nächstgelegenen Ort im Tal, St. Georgen ob Judenburg. Im zweiten Teil bringt die Autorin unter dem Motto „Im Jahreslauf“ weitere Episoden, vor allem Darstellungen zum Arbeitsjahr und zum lokalen Brauchtum, in eine zyklische Ordnung. Darstellungen zum Ablauf wiederkehrender traditioneller Feste, die bei Theresia Oblasser in die autobiografische Erzählung integriert sind, bilden den Rahmen, den Elisabeth Glettler – wenn auch nicht gleichmäßig dicht – mit singulären Erlebniserzählungen auffüllt. Naturräumliche Impressionen unterschiedlicher Art tragen das Ihrige zur Charakterisierung der Jahreszeiten bei und untermalen vielfach die Darstellung von Arbeitsroutinen. In den Einleitungspassagen zu saisonalen Unterabschnitten tauchen hier auch manche recht verallgemeinert anmutende Landschaftsschilderungen auf, die mehr als in anderen Teilen des Buches literarischen Typisierungen nachempfunden als auf jeweils konkrete Beobachtungen gegründet zu sein scheinen.⁹⁷

Im ersten, stärker autobiografisch gefassten Hauptteil finden sich hingegen neben dem durchgängigen Gegensatz zwischen Graben und Dorf zahlreiche, zumeist weniger

malerisch denn sozialräumlich konkret gestaltete Beschreibungen von zurückgelegten Wegen wie auch „Von den wichtigen Orten oder: Wo wir aus und ein gingen“⁹⁸, wie dieser Abschnitt in der Rohfassung des Originalmanuskripts übertitelt wurde. Nach einer offenbar im Wortlaut überlieferten Aussage der Autorin gegenüber einer neu in den Ort gekommenen Lehrerin „[hat] St. Georgen [...] drei große Häuser: die Kirche, die Schule und den Wieser und noch ein paar“. Die weiteren Gebäude werden in der Folge getrennt in zwei Abschnitten als „Häuser und Höfe“ sowie „Keuschen, Hütten und Huben“ einschließlich ihrer Bewohnerschaft, Innenausstattung usw. detailliert beschrieben und bilden neben Wegbeschreibungen den an landschaftlich-räumlichen Bezügen dichtesten Teil des gesamten Manuskripts.

Dabei sind es insbesondere soziale Ordnungen und Distinktionen, die die Autorin in die Landschaft des Grabens eingeschrieben sieht und diesen in ihrer Erinnerung als „eine eigene Welt“⁹⁹ auferstehen lassen, wobei die lebensweltlichen Relevanzen dieses Mikrokosmos individuell aber durchaus variieren können.¹⁰⁰ Während für manche alteingesessenen Grabenbewohner/-innen die Abgeschiedenheit ihrer Behausungen zugleich eine Nähe zu ihren hauptsächlichen Arbeitsplätzen im Wald oder auf den Almen bedeutete und reale ökonomische Nachteile durch eine verstärkte Praxis solidarischer Nachbarschaftshilfe wettgemacht wurden¹⁰¹, überwiegen für eine Zugeheiratete wie Elisabeth Glettlers Mutter die großen Entfernungen, die Mühen der Arbeit im unwegsamen Gelände, der Mangel an Verdienstmöglichkeiten, die ungesunden, feuchten Wohnverhältnisse und besonders in den Nachkriegsjahren der alltägliche Kampf um die knappen Ressourcen das Bild vom eigenen Lebensraum.¹⁰² Die Kinder wiederum – zumindest die Autorin und ihr annähernd gleichaltriger Ziehbruder – erlebten das Dasein in der Einsicht trotz aller objektiven Widrigkeiten als Privileg gegenüber den Dorfkindern, als ausgedehnten Freiraum mit vielen spielerischen Entfaltungsmöglichkeiten und vertrauten Stützpunkten in der Mehrzahl der bewohnten Häuser entlang des Schulweges.

Bereits im Einleitungsteil findet sich – in Kontrastierung zum Alltag der materiell besser gestellten Kinder im Dorf – die folgende Selbstverortung und subjektive Bestimmung der Vorzüge bzw. Freiheitsgrade einer Existenz im Graben. Die Passage offenbart eine zentrale inhaltliche Erzählleitlinie der Autorin ebenso wie die besonders in diesem thematischen Zusammenhang merkbare Dominanz einer reflexiven, argumentierenden Darstellungsweise, die bereits an dieser frühen Stelle des Buches in eine Art Resümee mündet:

„Denn damals begannen unsere Fragen nach der unterschiedlichen Bewertung von ‚Grabenkindern‘ und ‚Dorfkindern‘, von Bauernkindern und jenen, deren Eltern zur Miete oder wie wir weitab vom Dorf in einem Graben auf einer Hube wohnten. Warum war im Dorf bei den Bauernkindern etwas ein selbstverständliches Gut, was bei uns im Graben als Luxus galt? Wir stellten die Frage nicht wörtlich, dazu waren wir wohl noch nicht fähig, und Fragen dieser Art stellte man gemeinhin nicht in unserer Kindheit, sie bewegten uns aber innerlich. Das Seltsame war, dass wir der Armut etwas entgegenzusetzen wussten. Wir entwickelten das Gefühl des Privilegiertseins, aus dem einfachen Grund, weil wir für uns festlegten, dass uns die Welt so weit gehörte, bis das nächste Haus anfang – und das war weit weg! Uns trieb niemand aus einem Garten fort, niemandem waren wir zu laut, niemand plünderte das Haus oder bedrohte den Großvater. Wir gingen so weit, dass wir es als ungeheuren Vorteil

empfanden, dass der erste Weg des Christkinds wohl über unser Haus führen musste, war doch oberhalb von uns im Winter kein Haus bewohnt.“¹⁰³

Elisabeth Glettler bietet nicht so sehr genaue Beschreibungen von Außenräumen, die plastische Landschaftsbilder vom Lebensraum Graben erstehen lassen, als sie verschiedene Orte der Kindheit mit sozialen Zuschreibungen besetzt, wodurch nahezu idealtypisch das Konzept einer „individuell aktualisierten gesellschaftlichen Landschaft“ im Sinn von Olaf Kühne realisiert wird.¹⁰⁴ Das Interesse der Autorin, die Lebenswelt ihrer Kindheit umfassend zu dokumentieren, ist stark von dem Motiv dominiert, gesellschaftliche Differenzen sichtbar zu machen; im Besonderen will sie soziale Defizite und Ungerechtigkeiten aufzeigen, die unehelich Geborene oder Ziehkinder in den 1940er Jahren überwiegend noch zu spüren bekamen und die von der Autorin im Verlauf ihrer späteren pädagogischen Laufbahn sicher eingehender reflektiert und bearbeitet wurden.

Beide Autorinnen berichten etwa davon, dass sie es aufgrund ihres Aufwachsens auf einem entlegenen Anwesen als Schülerinnen anfangs nicht ganz leicht hatten, sich in die Klassengemeinschaft der Dorfschulen einzufügen, in der auch viele Kinder aus „besseren“ Familien aus dem Dorf bzw. Markt versammelt waren, die einander obendrein schon länger kannten. Der Gegensatz zwischen jenen, die auf dem Berg ihr Zuhause haben, und den „Besseren“, die entweder nicht-bäuerlicher Herkunft oder im Tal beheimatet sind, bleibt in Theresia Oblassers Erzählungen aber vergleichsweise marginal¹⁰⁵, während sich die mehr als nur ‚feinen Unterschiede‘ zwischen „Grablern“ und „Dörflern“ in den Kindheitserinnerungen Elisabeth Glettlers durchgängig manifestieren. Nicht unbedingt als persönliches Stigma, unter dem das Mädchen dauerhaft zu leiden gehabt hätte – beide Autorinnen können sich durch ausgezeichnete Schulleistungen bald einen Rang in der Klassengemeinschaft sichern –, aber doch als struktureller Gegensatz, der in den lebensweltlichen Beschreibungen Elisabeth Glettlers vielerlei sichtbare Formen annimmt.

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang auch Differenzen in der Verwendung der Personalpronomina, die Rückschlüsse auf die persönliche Identifikation der Autorinnen mit ihren Herkunftsorten bzw. -familien geben können. Obwohl Elisabeth Glettler als „angenommenes“ Kind einen überraschend starken Rückhalt in ihrer Ziehfamilie wie auch in der Gemeinschaft der Grabenbewohner/-innen fand, werden die engsten Angehörigen und Nachbarn doch als Personen meist einzeln genannt und auch differenziert in ihren Eigenheiten beschrieben. Ein ausdrückliches „Wir“ findet sich meistens nur in Bezug auf den fast gleichaltrigen, jüngeren Ziehbruder, allenfalls noch für die Gruppe der Grabenkinder im Gegensatz zu jenen aus dem Dorf. Das Wir-Gefühl ist bei Elisabeth Glettler jedenfalls stark mit der räumlichen Besonderheit ihres Wohnorts verbunden, wie schon das zuletzt angeführte Zitat unzweifelhaft zum Ausdruck brachte. Das Familiengefüge ist insgesamt recht differenziert (nach persönlichen Besonderheiten, Aufgabenbereichen usw.) gezeichnet, und ebenso wie die Personen aus ihrem engeren Umkreis („die Mutter“, „der Ziehvater“, „der ältere Ziehbruder“) ziemlich deutliche Konturen erhalten, tritt auch die Autorin bei vielen Gelegenheiten als erlebendes oder – häufiger noch – sich erinnerndes Ich aus der allgemeinen Beschreibung von Lebensumständen hervor. Ungleich öfter als Theresia Oblasser nimmt die Autorin explizit aus der Erzählgegenwart heraus Stellung („Es mag andere Erfahrungen gegeben haben, ich habe jene gemacht, dass [...]“; „Wenn ich nun meine Schulzeit hernehme [...]“)¹⁰⁶, um so ihre Ausführungen resümierend abzurunden.

Bei Theresia Oblasser findet sich zwar häufiger ein „wir“ oder „wir Kinder“ in Bezug auf die Herkunftsfamilie, aber vorwiegend nur in Zusammenhang mit traditionellen Handlungsweisen oder routinemäßigen Arbeitsabläufen. Ein Erzählmuster zeichnet sich dahingehend ab, dass Beschreibungen habitueller Abläufe oft durch persönliche Anmerkungen oder eine längere Geschichte in Ich-Form unterbrochen bzw. abgeschlossen werden, in denen die Erzählerin in prononcierter Form subjektive Wahrnehmungen und Haltungen den zuvor abgehandelten – meist anderslautenden – Traditionen gegenüberstellt. Während ihre zahlreichen Geschwister vergleichsweise blass gezeichnet bleiben, bringt die Autorin auch schon bei Erzählungen über sehr frühe Erlebnisse meist ein ausgeprägtes kindliches Selbst zur Geltung.

Eine Textpassage, die gleich am Beginn ihrer eigentlichen Lebenserzählung steht und anscheinend eine der ersten frühkindlichen Erinnerungen wiedergibt, mag verdeutlichen, wie sehr sich die Erzählweise Theresia Oblassers in dieser Hinsicht auch von den anfangs beschriebenen Merkmalen der ‚älteren‘ populären Autobiografik unterscheidet. Der Ausschnitt steht in dem Kontext, dass die Eltern der Erzählerin aufgrund von familiären und kriegsbedingten Umständen beschließen, sie als etwa Dreieinhalbjährige vorübergehend auf dem Hof einer Tante in einem entfernten Ort in Tallage unterzubringen. Der Abschied von der Mutter, die mit dem Zug wieder heimfährt, wird folgendermaßen beschrieben:

„Wir gingen dann mitsammen zum Zug. Ganz anders als zu Hause war hier die Haltestelle am Waldrand oben, und der Hof war im Tal. Ich hörte die Mutter der Tante zuflüstern: ‚Hiatz wird s’ hoit dann rean, wenn’s ernst wird mitn Dableiben, und i fahr ihr davon.‘ Sie glaubten, dass ich noch zu klein wäre, sie zu verstehen, doch da täuschten sie sich! Ganz entschlossen dachte ich: ‚I rea nit!‘ Ich spürte mich zum ersten Mal als Person, die nicht unbedingt das tun musste, was andere sich dachten. Als die Mutter aus dem abfahrenden Zug schaute, winkten wir ihr noch nach. Vielleicht weinte jetzt *sie* ein wenig? Die Tante nahm meine Hand, und wir gingen fröhlich den Hang hinunter, auf dem schmalen Steg über die Ache auf die andere Talseite zu dem freundlichen, gemauerten Bauernhaus. Die weiße Hauswand schien mir viel freundlicher als die alte Schindelwand unseres Bergbauernhauses. Hinten war der kleine Stall angebaut. Die Tante hatte nicht so viele Kühe wie wir. Jetzt waren sie auf der Halt, und sie musste sie melken gehen. Dazu trieb sie sie in einen Scherm, weil sie im Freien nicht stehen blieben. Nach dem Melken schmiss sie noch den Mist durch eine Luke hinaus. Hier wurde Farnkraut eingestreut, dadurch hatte dieser Mist einen würzigen Duft; ich roch das sehr gern. Die Tante nahm mich immer mit und lachte oft herzlich und glücklich über mein Geplauder. Als Knecht war ein kriegsgefangener Serbe auf dem Hof, der Thomas. Auch mit ihm freundete ich mich bald an. Er prophezeite, dass ich einmal eine tüchtige Bäuerin werden würde, weil ich ihn vom Feld holte, als der Tante beim Birnenpflücken die Leiter verrutscht war und sie hilflos auf dem riesigen Baum warten musste. Ein kleiner Bach floss vom Brunnen durch den Anger vor dem Haus und durch die Holzhütte. Zu Hause auf dem Bergbauernhof gab es ja keinen ebenen Fleck und kein so ruhig fließendes Bächlein, keine so hohen Birnbäume und auch fast nie reife Birnen, weil wir zu hoch lagen. [...] Schließlich bekam meine Familie doch wieder Sehnsucht nach der kleinen Tochter und holte mich nach Hause.“¹⁰⁷

Die Erinnerungserzählung beruht auf einer offensichtlichen Durchbrechung des Alltags und einer möglicherweise im Ansatz doch als problematisch erlebten Trennung von der eigenen Familie, in der konkreten Situation von der Mutter. Der von den Erwachsenen befürchtete Trennungsschmerz wird von der damals Drei- bis Vierjährigen aber unterdrückt, und sie nutzt die ungewohnte Situation vielmehr zu einer genauen Bestandsaufnahme der räumlichen Gegebenheiten im neuen, fremden Domizil. Festgehalten werden jedoch fast ausschließlich Wahrnehmungen, die im Gegensatz zu den gewohnten Verhältnissen im bisherigen Zuhause stehen. In der Retrospektive erscheint das Anwesen der Tante in vieler Hinsicht als Umkehrbild des elterlichen Hofes bzw. der bisher gewohnten Umgebung, wobei der Vergleich subjektiv eher Pluspunkte für das Anwesen der Tante erbringt.¹⁰⁸

Neben der Erkenntnis, dass landschaftliche Gegebenheiten und Lebensbedingungen variieren und durchaus annehmlicher und sinnenfreudiger gestaltet sein können als auf dem elterlichen Anwesen mit dunklen Schindelwänden, ohne ebenes Fleckchen, weitgehend ohne eigenes Obst und ohne würziges Farnkraut in der Streu, fällt in der Erzählung gerade auch die ‚Entdeckung‘ der ersten Regungen des eigenen Ichs auf. Die unerschrockene Hinnahme der elterlichen Entscheidung und selbstbewusste Konfrontation mit dem neuen Umfeld lohnt sich offenkundig und bietet unverhoffte Erfahrungsmöglichkeiten in einem Ausmaß, das die Szenerie fast schon unwirklich stilisiert und diese Textpassage als Schlüsselstelle von weiterreichender Bedeutung erscheinen lässt. Die an dieser Stelle erstmals erfahrene Distanz zu den Eltern und zum heimischen Hof, die hier vor allem durch landschaftliche Gegensätze markiert wird, taucht in Variationen in Theresia Oblasers Kindheitserinnerungen mehrfach auf und scheint somit ein zentrales Lebensthema der Autorin anzudeuten.

Eine gewisse Ambivalenz gegenüber dem persönlichen Umfeld und die Akzentuierung der eigenen Person und Subjektivität vor dem Hintergrund einer eher traditionell geprägten und keineswegs als ungebrochen harmonisch erlebten Familienatmosphäre kommen auch in folgender Schlüsselstelle der Kindheitserzählung zum Ausdruck:

„Ich erfand ein wunderschönes Sommerspiel. Gleich nach dem Aufstehen ging ich barfuß vor das Haus und setzte mich auf die Hausbank. Die Sonne wärmte mich und überflutete mich mit Licht. Ich schloss die Augen und sah in dieses Licht. Dann drückte ich einige Zeit die Hand an meine Augen oder rieb sie mit dem Zeigefinger. Dadurch entstand hinter den geschlossenen Lidern ein Farben- und Formenspiel, das es in Wirklichkeit nicht gab: Sterne und Kreise, die sich bewegten, und Farben, die ich nicht benennen konnte. Die bloßen Füße auf dem kühlen Boden, der Körper von der Sonne erwärmt, und das Köpfchen voll Licht und Farben – das war das volle Glücklichein! Oder ich machte das Stubenfenster auf und setzte mich auf die schmale Fensterbank; dann bewegte ich das Fenster hin und her, so dass sich die Umgebung des Hauses im Fenster spiegeln konnte. Dadurch wurde diese sonst ganz gewöhnliche Umgebung zur Märchenlandschaft, und durch das Bewegen des Fensters hatte ich das Gefühl, durch sie zu schweben. Die Wiese und die Bäume erschienen in einem Märchengrün, weil der Fensterspiegel das Bild nicht scharf wiedergab, sondern verzaubert durch Schatten und Licht, und alles verkehrt. Immer wieder musste ich vergleichen, ob denn das Bild in diesem Zauberspiegel schon dasselbe sei wie in

der Wirklichkeit. Durch dieses bewegte Fenster sah ich eine Schönheit der Welt vor dem Haus, die mir sonst nicht auffiel.¹⁰⁹

Auf der Bank vor dem Haus sitzend, fällt der Autorin nicht etwa ein, den für Besucher/-innen ziemlich imposanten Panoramablick über das Salztal zu beschreiben.¹¹⁰ Vielmehr überlässt sie sich – zeitweise unter expliziter Ausschaltung des Gesichtssinns – verschiedenen anderen Empfindungen, die im Verein mit ihrer kindlichen Fantasie zu einer lustvollen, selbstbezogenen Gegenwelt verfließen.

Wiederum bedarf es einer ‚Auszeit‘ und eines ‚Spiegels‘, um alltägliche Gegebenheiten der eigenen Umwelt bewusst, erinnerlich und erwähnenswert zu machen. Räumlich getrennt und gebrochen durch ein bewegtes Fenster, erlebt die Autorin die Umgebung ihres Elternhauses als (verfremdete) Landschaft, durch die sie sich wie schwebend – gewissermaßen Raum und Zeit sowie sämtlichen, selbst im Kindesalter schon allgegenwärtigen Verpflichtungen entbunden – bewegen und eine sonst nicht erfahrene „Schönheit der Welt“ wahrnehmen kann. Es ist kein Vorgaukeln einer irrealen Welt, was hier passiert, sondern es wird deutlich, dass das alltäglich Gegebene unter einem leicht veränderten Blickwinkel neue, unvermutete Reize entwickeln kann. Und fest steht auch, dass die Autorin sich diesen ‚Luxus‘ einer veränderten, ja gewissermaßen sogar eigenständig manipulierbaren Weltsicht und einer genussvoll auf den eigenen Körper konzentrierten Wahrnehmung von Empfindungen dank spielerischer Kreativität *selbst* verschaffen kann. Für eine Autobiografie aus bäuerlichem Milieu ist dies, selbst wenn sie kindliches Erleben in den Vordergrund stellt, eine sehr ungewöhnliche Fokussierung auf subjektives, interesseloses Wohlgefallen und den Anspruch, die eigene Umwelt bisweilen hinter sich zu lassen oder einfach von hintenherum zu betrachten.

Sind räumliche Referenzen bei Theresia Oblasser fast durchwegs eingebettet in dramatisch-episodische Erzählungen¹¹¹, so lassen sich in Elisabeth Glettlers landschaftsbezogenen Ausführungen vermehrt Beschreibungen feststellen, während Passagen mit szenischem Erzählcharakter nur vereinzelt eingestreut und häufig von resümierenden Argumentationen begleitet sind.

Eine gewisse Parallele zur obigen Szene des „vollen Glückchenseins“ findet sich in Elisabeth Glettlers bereits zitierter Erzählung von den kindlichen Freuden auf dem eigenmächtig ausgedehnten Heimweg von der Schule (vgl. Anm. 37). Das nicht minder sinnenfreudige Vergnügen ist bei ihr noch deutlicher außerhalb des Elternhauses in einer außergewöhnlich idyllischen Landschaft angesiedelt. Allerdings ist die eigenwillige ‚Extratour‘ im Fall der Grabenkinder eine gemeinschaftliche, und im Gegensatz zu der nur vage mitschwingenden ‚Ungehörigkeit‘ des spielerischen Zeitvertreibs Theresia Oblassers werden die Schulwegfreuden der Grabenkinder gleich zum manifesten Verstoß gegen ein elterliches Gebot und unmittelbar sanktioniert. In vergleichbarer Weise endet bei anderer Gelegenheit auch der naiv-kindliche Glaube an die tatsächliche Existenz eines Schlaraffenlands bei der Konfrontation mit dem Realitätssinn der Mutter wie der Lehrerin ernüchternd.¹¹²

Noch offensichtlicher werden Unterschiede in der sozialen wie familiären Einbettung und der daraus resultierenden Selbstsicht beider Autorinnen in einer Referenzstelle zum ersten angeführten Oblasser-Zitat vom Aufenthalt bei ihrer Tante. Festgehalten wird hier ebenfalls eine der frühesten Kindheitserinnerungen Elisabeth Glettlers, ein Erlebnis des

zeitweiligen Verlassen- bzw. Auf-sich-allein-Gestellt-Seins, das mit landschaftlichen Impressionen verbunden ist und ebenfalls relativ breit reinszeniert wird. Während die kleine Theresia ihrer kinderlosen und einsamen Tante als Kinderersatz und primär zu deren Aufmunterung anvertraut wird, wird Elisabeths Ausflug mit ihrem Ziehbruder zum Heidelbeerpflücken im Wald im thematischen Feld¹¹³ des eigenen Zur-Last-Fallens und der schweren Beanspruchung der älteren Ziehgeschwister, beispielsweise durch Aufsichtspflichten gegenüber den jüngeren, erinnert:

„Er mag etwa dreizehn Jahre alt gewesen sein und ich fünf, als er mich zum Schwarzbeerensuchen mitnehmen musste. Er hatte wohl nicht mit meinem schlechten Orientierungsvermögen gerechnet und mit meiner Ungeduld, wenn etwas länger dauerte. Ich hatte ihm eine Zeit lang beim Riffeln geholfen, als er mir befahl, bei einem bestimmten Baum sitzen zu bleiben, bis er mich wieder abhole. Ich versprach es ihm. Er wollte noch höher hinaufgehen, dorthin, wo er vor Wochen viele Schwarzbeeren gesehen hatte, die zum Pflücken aber noch zu grün gewesen waren. Als er längere Zeit nicht zurückkam, entschloss ich mich, ihn suchen zu gehen. Da er ja gesagt hatte, er wolle bergauf gehen, tat ich dasselbe. Nach einiger Zeit hörte das Schwarzbeerlaub auf, das dichter werdende Himbeergestrüpp ließ keinen Weg frei. Ich begann, seinen Namen zu rufen, aber es kam nur gelegentlich das Echo zurück, sonst nichts. Ich ging abwärts und erreichte wieder das Schwarzbeerlaub, aber es sah hier fremd aus, den Baum, bei dem er mich zurückgelassen hatte, fand ich nicht mehr. Mir fielen Geschichten von Wilderern ein, die die Mutter häufig erzählte, die Geschichte von Zigeunern, die einmal das Kind von Bauern mitgenommen hatten. Ich glaubte, verdächtige Geräusche zu hören, wich zurück, begann zu laufen, blieb stehen, rief immer wieder den Namen meines Bruders, lief weiter. Müde von dem Bergauf und Bergab, das Gesicht vom Weinen nass – ich erinnere mich, dass ich mir die Tränen und den Rotz immerfort mit der Schürze abwischte – und heiser vom Rufen, muss ich wohl eingeschlafen sein. Es war schon fast dunkel, als er mich fand. Dann ging es den weiten Weg nach Hause. Die Mutter, froh, dass wir endlich da waren, machte dem Bruder Vorwürfe, nicht genug aufgepasst zu haben.“¹¹⁴

In Anbetracht der entgegengesetzten Vorzeichen endet dieser ‚Ausflug‘ mit einer älteren Aufsichtsperson wohl nicht ganz zufällig – weitab von der Bewunderung landschaftlicher Besonderheiten – fast in einem Fiasko. Die fremde Umgebung präsentiert sich hier unübersichtlich, gefährvoll, undurchdringlich; in der Waldeinsamkeit werden Ängste zu Begleitern, und körperliche Empfindungen vermehren das Unwohlsein. Auch hier steht am Beginn eine Regung kindlichen Eigensinns; die Unfolgsamkeit führt aber in die Irre und endet beinahe tragisch. Während die kleine Theresia bei ihrem ersten Aufenthalt in der Fremde schon zu hören bekommt, dass sie einmal eine „tüchtige Bäuerin“ werden wird, verläuft sich das unehelich geborene Ziehkind im Dickicht des Waldes und wird dabei noch von dem Glauben an Kinder stehlende Zigeuner verfolgt.¹¹⁵ Auch wenn sich Elisabeth Glettler explizit nur an zwei Episoden erinnert, in denen ihr prekärer Status als nur geduldetes Familienmitglied angesprochen wird, ist die Verunsicherung spürbar und nachhaltig.¹¹⁶

Vergleichsweise selbstsicher geht die Bergbauerntochter Theresia etwa im selben Alter – trotz ihrer Angst vor den vielen bellenden Hunden am Weg – erstmals allein ins Tal, um

etwas im Haushalt dringend Benötigtes einzukaufen und der Mutter damit eine Freude zu machen. „Wie ich den weiten, steilen Weg allein wieder nach Hause gefunden habe und wie lange ich gebraucht habe, weiß ich nicht mehr.“¹¹⁷ Es ist demnach primär der eigenständige Entschluss zum Fortgehen und die damit verbundene persönliche Bewährungsprobe, die diese Begebenheit erzählens- und erinnerenswert machen.

Der darstellerisch-deskriptive Gehalt tritt in dieser Erzählpassage – wie schon im vorhergehenden Zitat von Elisabeth Glettler – zugunsten expressiver, auf das persönliche Erleben bezogener Inhalte in den Hintergrund. Daher bleibt die Aussagekraft dieser Textstellen in Bezug auf landschaftliche Besonderheiten der jeweiligen Gegenden gering, in Hinblick auf das Selbstverständnis der Autorinnen jedoch sind sie weitere Mosaiksteine, und es zeichnet sich zusehends ab, dass viele Landschaftsthematisierungen in autobiografischen Texten ebenso viel mit subjektiven wie mit objektiven Wirklichkeiten zu tun haben. Mitunter erfordert das Weggehen von zu Hause von Theresia Oblasser zwar eine gewisse Selbstüberwindung, es bringt aber – wie auch andere Begegnungen mit der Außenwelt – oft ungeahnte Bereicherungen mit sich. „Unser Hof stand einschichtig, Nachbarn gab es erst eine Viertelstunde weit entfernt. Jeder Mensch, der zu uns kam, erweckte daher unsere Neugier; wir waren fremde Menschen nicht gewohnt.“¹¹⁸

Beide Autorinnen bringen die Abgeschiedenheit ihrer Wohnorte explizit mit gewissen kindlichen Verhaltensprägungen in Verbindung und schärfen umgekehrt ihr Selbstbild an unterschiedlichen ‚Eindringlingen‘ in ihren Lebensraum. Während Theresia Oblasser in der Folge einige der herumziehenden Bettler und deren fremdartiges Erscheinungsbild beschreibend ins ‚Visier‘ nimmt, sind es bei Elisabeth Glettler vor allem die Mitglieder einer reicheren Bauernfamilie, die in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 auf einer höher gelegenen Almhütte Zuflucht suchen und bei der damals Fünfjährigen tiefe Eindrücke hinterlassen, welche letztlich in die bereits oben zitierten Reflexionen münden (siehe Anm. 103).

Aus einer Grundhaltung der Neugierde heraus erlebten beide Autorinnen von klein auf Bücher als entscheidende Medien der persönlichen Horizonterweiterung. Dass Theresia Oblasser deutlich öfter auf Lesestoffe und Bilder referiert, mag vor allem damit zusammenhängen, dass ihr Erzählzeitraum auch die Jugendphase mit einschließt. Über den gesamten Text verstreute Lektüreerfahrungen und Bildimpressionen formieren sich bei ihr zu einer sekundären Erlebniswelt, deren konkrete Eindrücke in kindlichen Deutungsversuchen immer wieder mit der eigenen familiären und landschaftlichen Umgebung abgeglichen werden. Neue Erkenntnisse aus dem Schulunterricht werden gleich auf dem Heimweg durch Wald und Feld überprüft.¹¹⁹ Auf Heiligenbildern entdeckt sie Sträucher und Baumformationen, die ihr aus eigenen Arbeitsbereichen, wie z.B. beim Besorgen von Ziegenfutter aus dem Wald, bekannt vorkommen.¹²⁰ Zugleich bieten manche dieser Bildmotive auch Projektionsmöglichkeiten für eigene Sehnsüchte und Einsamkeitsgefühle.¹²¹

Während das „Grablerkind“ Elisabeth Glettler bis zum zehnten Lebensjahr keine Außenwelt jenseits des nächsten Dorfes kennengelernt hat und sich beispielsweise nur darüber wundern kann, woher der Dichter Rosegger in seiner Erzählung von der „Christtagsfreude“ so genau wusste, wie bei ihnen zu Hause im Graben Weihnacht gefeiert werde¹²², wird die jugendliche Theresia Oblasser durch Bücher auch immer wieder verunsichert: „Dieses Buch brachte mich dazu, manches anders zu sehen, was bei uns zu Hause selbstverständlich



Abbildung 2: Theresia Oblasser mit circa 19 Jahren (um 1960); im Hintergrund ein Stück des alten Weges vor der Errichtung der neuen Zufahrtsstraße auf den Großsonnberg nahe Taxenbach, Pinzgau

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Fotosammlung Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen

war. Das war jedoch nicht schön für mich, denn bis dahin war ich sicher, dass daheim alles richtig war.¹²³ So sehr bestimmte Darstellungen in Kinderbüchern vertraute Abläufe und elterliche Verhaltensweisen in Frage stellen können und eine bestimmte Erzählung sogar geeignet ist, am eigenen Status als leibliches Kind der Eltern zu zweifeln¹²⁴, so sehr bieten andere Werke wieder reichhaltige Anregungen, sich gemeinsam mit Schulkameradinnen als „Höhlenkinder“¹²⁵ die umliegenden Felsen als Nischen selbstbestimmten Kindheitserlebens (und später wohl auch Bäuerinnendaseins) in einer im Grunde geschätzten naturräumlichen Umgebung anzueignen.

Die Bezugnahme auf landschaftliche Gegebenheiten erfolgt bei Theresia Oblasser also weniger aus unmittelbarem Erleben oder Erinnern heraus, sondern meistens indirekt, durch schulische oder ‚mediale‘ Anstöße oder eben durch seltene Gelegenheiten wie den Besuch bei einer auswärtigen Tante. Die vergegenwärtigten Landschaftseindrücke ordnen sich in ihrer Lebenserzählung verschiedenen anderen Erzählleitlinien unter und dienen zumindest teilweise als primär symbolische ‚Requisiten‘ bei der Inszenierung einer persönlichen Bildungsgeschichte, die zwischen Natur und Kultur, zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen Dableiben und Weggehen oszilliert und immer wieder Anstöße von außen zur genaueren Vergegenwärtigung des Eigenen nutzt.

Theresia Oblasser hat ihre engere Kindheitsumgebung zwar nie für längere Zeit verlassen, sie hat im Verlauf ihrer weiteren Lebensgeschichte aber in vieler Hinsicht gedanklich und kulturell zu den Herkunftsverhältnissen in Distanz zu treten gelernt, wobei sich insbesondere die ‚Möglichkeit des Fortgehens‘ offenbar zu einem tiefsitzenden Leitthema ihrer Biografie entwickelt hat. Ob in Schulweggeschichten, in Bezug auf die Arbeitsverpflichtungen als Erstgeborene einer Bergbauernfamilie, ob in referierten Gedichten und Kindersprüchen¹²⁶ oder später in differenzierten Stellungnahmen zu infrastrukturellen Fortschritten (Elektrifizierung, Straßenbau) und kulturellen Modernisierungsphänomenen auf dem Land – überall wird dasselbe Spannungsverhältnis in der Lebensgeschichte dieser Frau zwischen Hierbleiben und Fortgehen sowie zwischen althergebrachtem Eigenem und importiertem Fremdem deutlich.¹²⁷

Zum Schluss

Am Ausgangspunkt unserer Arbeit stand die Beobachtung, dass Landschaften oder allgemeiner: räumlich-physische Aspekte von Lebenswelten – obwohl diese gerade im 20. Jahrhundert vermehrt und teilweise beträchtlichen Umgestaltungen ausgesetzt waren – in der privaten Überlieferungspraxis der populären Autobiografik der letzten Jahrzehnte keinen allzu prominenten Stellenwert einnehmen. Nur wenn Lebensgeschichten durch grundlegende, insbesondere erzwungene Ortswechsel nachhaltig geprägt wurden, werden „unvergessliche“ Eindrücke von Orten der Kindheit häufig in ausführlicherer Form schriftlich festgehalten. Gelegentlich findet auch außergewöhnliches Landschaftserleben, das meist in einer dem Alltag enthobenen Freizeitatmosphäre bzw. in der Fremde angesiedelt ist, in retrospektiven Selbstzeugnissen seinen Niederschlag. In den allermeisten Fällen beziehen sich Landschaftsthematisierungen jedenfalls nicht auf die eigene, gewohnte Lebensumgebung, deren Wandel man über Jahrzehnte mitverfolgt und mitgestaltet hat, sondern auf ‚exotische‘ oder biografisch weit zurückliegende Landschaftserfahrungen.

In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass die Wiedergabe landschaftlicher Eindrücke und Erfahrungen in retrospektiven Erinnerungstexten auf einer doppelten Brechung bzw. einer zweistufigen Distanznahme beruht: Die ursprünglich aus einer dem Alltagserleben partiell enthobenen Betrachterperspektive wahrgenommenen Landschaften müssen im Prozess des lebensgeschichtlichen Schreibens aus meist großem zeitlichem Abstand rekonstruiert werden können, das heißt, die im Lebensverlauf internalisierten Landschaftsbilder müssen auch bei einer späteren selektiven Zuwendung Relevanz zugewiesen erhalten, um in eine autobiografische Gesamtdarstellung Eingang zu finden. Zum einen scheint landschaftlichen Veränderungen im vertrauten, alltäglichen Umfeld diesbezüglich also wenig Bedeutung beigemessen zu werden, zum anderen mag es für nicht-professionelle Schreiber/-innen aber auch leichter sein, sich auf fremde Landschaften zu beziehen als eine entsprechend distanzierte Schreib- bzw. Erinnerungshaltung in Hinblick auf ihre persönliche Lebenswelt einzunehmen.

Unter Rückgriff auf den phänomenologischen Ansatz zur Konstitution von Lebenswelt versuchten wir uns in der Folge mit einem feineren Raster der Thematik zu nähern und die Repräsentation von Landschaftsaspekten in autobiografischen Manuskripten

differenzierter zu fassen. Ins Blickfeld gerieten somit jegliche landschaftsbezogenen Äußerungen in den Erzähltexten, die unter konsequent subjektiver Perspektive und immer im Rückbezug auf die elementaren Strukturen der Lebenswelt auf ihre biografische Bedeutung hin hinterfragt wurden.

Mit der kontrastierenden Analyse zweier lebensgeschichtlicher Erzähltexte von heute knapp über 70 Jahre alten Frauen wollten wir die auffällige empirische Diskrepanz in der Landschaftsthematisierung aus ‚nah‘ und ‚fern‘ weiter ergründen. Die Ausführungen Elisabeth Glettlers, die dem ländlichen Ort ihrer Kindheit noch als Jugendliche den Rücken gekehrt hat und seither immer in Großstädten lebte, boten das erwartete, dichte Erinnerungsgeflecht an raumbezogenen Eindrücken rund um eine entsprechend angelegte Haupterzähllinie. Bemerkenswert an den Landschaftsbildern in dieser Kindheitsautobiografie ist vor allem ihr Reichtum an sozialen Facettierungen. Die räumlich wie sozial exponierte Stellung der Autorin als Ziehkind einer in der Einschicht lebenden Holzarbeiterfamilie, aber noch vielmehr ihre außergewöhnliche Bildungsgeschichte bilden offensichtlich die Voraussetzungen für diese differenzierte und – auch in ihren landschaftlichen Dimensionen – vor allem an sozialen Distinktionen überreiche Beschreibung der kindlichen Lebenswelt.

Von der zweiten ausgewählten Kindheitsautobiografie einer Bergbäuerin erwarteten wir eine tendenziell geringere Präsenz landschaftlicher Aspekte – eben aufgrund der Schwierigkeit, eine Landschaft, mit der man tagtäglich unmittelbar konfrontiert ist – quasi ‚aus ihrer Mitte heraus‘ – differenzierter zu beschreiben, solange man nicht nachhaltiger Abstand von ihr genommen hat. Diese Erwartung wird in den Kindheits- und Jugenderinnerungen Theresia Oblassers im Gegensatz zu vielen anderen, vor allem älteren Texten der populären Autobiografik keineswegs eindeutig erfüllt. Es zeigt sich jedoch, dass etliche landschaftsbezogene Textpassagen auf einer bloß mittelbaren ‚Wahrnehmung‘ beruhen oder Landschaftsbezüge eher beiläufig in anderen thematischen Kontexten aktualisiert werden. Das äußere Erscheinungsbild des elterlichen Anwesens und seiner Umgebung werden etwa vorwiegend nur indirekt und in Kontrast zur Beschreibung eines Hofes von Verwandten, durch ein Kinderspiel mit bewegten Fenstern oder durch ein Abgleichen mit Bildmotiven und Lektüreinhalten ‚sichtbar‘.

Die Autorin interessiert sich in der Rückschau auf ihr Kindheitserleben merklich weniger für das äußerlich und fraglos Gegebene, sondern ist vielmehr immer wieder bestrebt, einerseits durch ihre Fantasie alternative Ansichten freizulegen und sich andererseits gemäß eigenen Interessen die weitere Welt zu erschließen. Während Elisabeth Glettler ihre Kindheitsumgebung des Grabens deutlich von einem Standpunkt außerhalb her in Augenschein nimmt, scheint der Blick Theresia Oblassers auf ihren Lebensraum mehr an verschiedenen ‚Fluchtpunkten‘ orientiert, was wohl Ausdruck einer tiefergehenden Ambivalenz der Erzählerin zwischen dem Bestehenden, Althergebrachten vor Ort und potenziellen Bildungs- und Entfaltungsmöglichkeiten ist, welche vorwiegend anderswo geortet werden. Die Tatsache wiederum, dass die Autorin im weiteren Verlauf ihres Lebens viele dieser Möglichkeiten tatsächlich genutzt hat, dürfte nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass sie – mehr als viele andere eingessene Landbewohner/-innen – ihre engere Lebensumgebung auch in vielerlei ‚Spiegeln‘ bzw. aus fremden Blickwinkeln – eben ein Stück weit aus der Ferne – zu betrachten gelernt hat.

Freilich wären in diesem Fall noch weitere Motive zu berücksichtigen, die für bestimmte Aspekte der Landschaftsthematisierung ausschlaggebend sein könnten. Gerade

für bergbäuerliche Landwirtschaften brachte der Ausbau der ländlichen Infrastruktur in den 1950er bis 1970er Jahren enorme Veränderungen in den Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftsweisen, aber auch im äußeren Erscheinungsbild der bäuerlichen Anwesen und ihrer Umgebungen mit sich. Dass Menschen, die als Jugendliche und junge Erwachsene mit derart gravierenden, alltagsrelevanten Umbrüchen konfrontiert waren, diese zumindest ansatzweise auch in ihren Lebenserinnerungen thematisieren, wie Theresia Oblasser es in einigen Textabschnitten tut, ist grundsätzlich nicht verwunderlich.

Weiters werfen beide hier ausführlicher behandelten autobiografischen Texte die Frage auf, inwiefern sich eine jüngere Generation von während oder nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen ‚Zeitzeugen‘ auf der Suche nach historisch oder kulturwissenschaftlich relevanten Themen und Erfahrungen aus der von ihnen erlebten Zeitspanne neu orientiert und dabei möglicherweise auch alternative Erzähl- und Darstellungsweisen entwickelt. Die beiden analysierten Kindheits- und Jugendautobiografien setzen jede auf ihre Weise zweifellos originelle Akzente in der Beschreibung ländlicher Lebenswelten und sind nicht zuletzt deshalb in der einschlägigen Buchreihe zur Veröffentlichung gebracht worden. Da Fragen des Umweltschutzes oder der Raum- und Landschaftsplanung in Österreich etwa ab den 1970er Jahren in öffentliche Diskurse Eingang gefunden haben, ist zu erwarten, dass entsprechend sensibilisierte Schreiber/-innen diese Entwicklungen respektive ihre persönliche Auseinandersetzung mit der Umwelt in absehbarer Zeit in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen stärker berücksichtigen werden, als es derzeit noch der Fall ist.

Ungeachtet aller konkreten Parallelen oder Gegensätze, die in Bezug auf Landschaftsdarstellung und Selbstthematisierung in den beiden Lebenserzählungen herausgearbeitet wurden, wurde offenkundig, wie untrennbar die beiden Fragestellungen – die räumliche ‚Vermessung‘ der Kindheitswelten und die Entfaltung der eigenen Bildungsgeschichte – in der hier untersuchten Textsorte miteinander verflochten sind. Landschaftsdarstellungen in Autobiografien sind daher mit Sicherheit nicht einfach als Objektivationen vergangener physisch-räumlicher Wirklichkeit oder als deren subjektive Abbildungen zu betrachten, sondern es kommt ihnen eine spezifische Bedeutung und Funktion in einem nur als Ganzes zuverlässig zu entschlüsselnden lebensgeschichtlichen Erzählzusammenhang zu. Da Landschaften speziell in dieser Textsorte der populären Autobiografie kaum aus ästhetischen Motiven und um ihrer selbst willen festgehalten werden, ist es angebracht, sie aus den jeweiligen inhaltlichen und erzählerischen Kontexten heraus als ‚Ausläufer‘ tiefergehender lebensweltlicher Sinnzusammenhänge zu sehen, deren konkrete Bedeutung im Einzelfall erst im Zuge einer umfassenden Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte – vorzugsweise auch in Konfrontation mit dem real gelebten Leben der Schreiber/-innen – erschlossen werden kann.

In dieser Richtung ist auch unsere Ausgangsthese, obwohl ihr zweifellos elementare Muster raumbezogener Erinnerung und Erfahrungsverarbeitung zugrunde liegen, in ihrer Pauschalität zu revidieren bzw. weiter zu differenzieren. Bei einer beträchtlichen Anzahl von Menschen wurzelt persönliche Identität sicher sehr elementar nicht nur in den familiären oder sozialen Verhältnissen, sondern auch in den physisch-räumlichen Gegebenheiten früherer oder gegenwärtiger Lebensstationen. Unter gewissen Umständen können solche – möglicherweise mit dem Begriff „Heimat“ verbundenen oder in anderer Weise intensiver emotional besetzten Orte oder Landschaften – in retrospektiv verfassten Erinnerungstexten aktualisiert und bewusst thematisiert werden, unter anderen wieder auch

nicht oder nur in fragmentarischer Form, indem Landschaftsbezüge gewichtigeren thematischen Feldern untergeordnet oder an bestimmten Punkten mit nahegelegenen Erzählleitlinien verknüpft werden. Deshalb wird eine wissenschaftliche Analyse auf Basis autobiografischer Dokumente – egal unter welcher inhaltlichen Zielsetzung – sich nie damit begnügen können, deren „subjektiven Charakter“ zu „kontrollieren“ oder auszublenden, indem entsprechend eingestufte Äußerungen einfach nicht berücksichtigt werden. Wie die exemplarische Analyse zweier Lebensgeschichten gezeigt hat, gilt es vielmehr ganz im Gegenteil, die nicht wegzudenkende Subjektivität wie auch die Retrospektivität dieser Art von „Selbsteugnissen“ als deren eigentliche Stärken zu erkennen. Demzufolge wird man nicht darum herumkommen, einerseits die biografischen Brüche und Erfahrungsaufschichtungen eines langen Lebens – selbstverständlich vor dem Hintergrund allgemeiner historisch-gesellschaftlicher Entwicklungen und allenfalls darin begründeter kollektiver Erfahrungsbzw. Deutungsmuster – möglichst umfassend in rekonstruktiver Analyse freizulegen und andererseits auch die Rahmenbedingungen der konkret realisierten lebensgeschichtlichen Erzählhandlung in Betracht zu ziehen, um die wirklich relevanten Spannungsfelder zwischen „Vergangenheits-Ich“ und „Gegenwarts-Ich“, aus denen autobiografische Texte oder Erzählungen ihre inhaltlichen Stoffe und Formen beziehen, zuverlässiger orten bzw. benennen zu können.

Anmerkungen

- 1 Jean Paul, *Impromptu's*, welche ich künftig in Stammbücher schreiben werde [1812], in: Ders., *Sämtliche Werke*, herausgegeben von Norbert Miller, Band II/3: *Vermischte Schriften II*, München 1978, 814–823, hier 819.
- 2 Albrecht Lehmann, *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse*, Berlin 2007, 152.
- 3 Vgl. Lucius Burckhardt, *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*, Kassel 1980, 19–48; Christine Gamper, *Raubilder oder: wie Weltbilder und Bilderwelten die Raumwahrnehmung lenken. Versuch über den kulturell geformten Blick und seine räumlichen Folgen*, unveröffentlichte phil. Diss., Universität Wien 1999; Detlev Ipsen, *Ort und Landschaft*, Wiesbaden 2006, 71–98; Olaf Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft. Zur sozialen Definition von Landschaft*, Wiesbaden 2008, 19–58.
- 4 Vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003, 18.
- 5 Christa Hämmerle, „Ich möchte das, was ich schon oft erzählt habe, schriftlich niederlegen ...“ Entstehung und Forschungsaktivitäten der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 4 (1991) H. 2, 261–278; Günter Müller, „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir ...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: *Historische Anthropologie* 5 (1997), 302–318; vgl. auch <http://lebensgeschichten.univie.ac.at> (14.1.2011).
- 6 Michael Mitterauer, *Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik*, in: Hermann Heidrich (Hg.), *Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990*, Bad Windsheim 1991, 17–37.
- 7 Günter Müller, *Damit es nicht verlorengeht. Eigene Lebenserinnerungen zur Sprache bringen*, in: *bn. bibliotheksnachrichten* 59 (2007), 437–444; siehe auch http://www.lebensspuren.net/medien/pdf/Doku_Lebensgeschichten.pdf (14.1.2011).
- 8 Bei etwas mehr als 18.000 derzeit vergebenen Schlagwörtern verweisen nur rund 50 auf ausführlichere Landschaftsdarstellungen in insgesamt etwa 600 vollständig erfassten lebensgeschichtlichen Manuskripten.
- 9 Vgl. Michael Mitterauer, „Aber arm wollte ich nicht sein.“ Ein Rundfunkprojekt über die Lebensverhältnisse ländlicher Unterschichten, in: Hubert C. Ehalt (Hg.), *Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden*

- und Projekte einer Geschichte des Alltags (Kulturstudien, Bd. 1), Wien/Köln/Graz 1984, 143–161; Mitterauer, Lebensgeschichten sammeln, wie Anm. 6.
- 10 Bernd Jürgen Warneken, Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen 1985.
 - 11 Ebd., 20–23; Bernd Jürgen Warneken, Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster, in: Andreas Gestrich (Hg.), Biographie – sozialgeschichtlich. 7 Beiträge, Göttingen 1988, 141–162; Christa Hämmerle, Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs in der populären Autobiographik, in: Heidrich, Biographieforschung, wie Anm. 6, 36–60, 57–60; Klaus Bergmann, Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter, Opladen 1991.
 - 12 Warneken, Zur Schichtspezifik, wie Anm. 11, 146–151.
 - 13 Ebd., 142–146.
 - 14 Hämmerle, Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs, wie Anm. 11, 43.
 - 15 Warneken, Zur Schichtspezifik, wie Anm. 11, 156 f.
 - 16 Eckhard Lobsien, Landschaft in Texten. Zu Geschichte und Phänomenologie der literarischen Beschreibung, Stuttgart 1981, 1.
 - 17 Ebd., 2.
 - 18 Der Schreibauftrag „Die Faszination des Fahrens. Persönliche Erfahrungen mit Fahrrad, Automobil und allem, was rollt ...“ wurde im Dezember 2001 an rund 1500 potenzielle Schreiber/-innen aus dem Autorekreis der Dokumentationsstelle versendet. Eine Auswahl aus den 143 eingesandten Erinnerungstexten findet sich in dem Editionsband von Kurt Bauer (Hg.), Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 50), Wien/Köln/Weimar 2003.
 - 19 Ebd., 216.
 - 20 Margaretha Kaiser, Wie ich zum Schreiben gekommen bin, in: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.): Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de“. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996, Bd. 1, Eigendruck, Wien 1997, [o.S.].
 - 21 Margaretha Kaiser, Nur ein Flüchtlingsmädchen ... Die Geschichte unserer Vertreibung aus Siebenbürgen, Gösing am Wagram 2008, 11.
 - 22 Albrecht Lehmann, Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland, 1945–1990, München 1991, 93.
 - 23 Ebd.
 - 24 Michael Klee, Ein persönliches Schicksal im 20. Jahrhundert aus Nordsiebenbürgen, unveröffentlichtes Manuskript [1992], Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, 1 f.
 - 25 Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main/New York 1995, 82.
 - 26 Ebd., 79.
 - 27 Hanns-Georg Brose/Bruno Hildenbrand, Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Dies. (Hg.), Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende (Biographie und Gesellschaft, Bd. 4), Opladen 1988, 11–30; Peter Alheit, Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung, in: Birgit Griese (Hg.), Subjekt – Identität – Person. Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden 2010, 219–249.
 - 28 Michael von Engelhardt, Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen, in: Walter Sparr (Hg.), Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990, 197–247, hier 211–216.
 - 29 Ronald Hitzler/Thomas S. Eberle, Phänomenologische Lebensweltanalyse, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg 2007, 109–118, hier 110.
 - 30 Vgl. Bernhard Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt am Main 1985, 154.
 - 31 Vgl. dazu Thomas Samuel Eberle, Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur verstehenden Soziologie, Konstanz 2000, 31 f.
 - 32 Vgl. Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, wie Anm. 30, 179–193.
 - 33 Vgl. Lobsien, Landschaft in Texten, wie Anm. 16, 1.
 - 34 Elisabeth Glettler, Kein siebenter Tag. Kindheit in der Einsicht (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 63), Wien/Köln/Weimar 2010. In den folgenden theoretischen Ausführungen wird bereits selektiv auf die zwei autobiografischen Texte Bezug genommen, die später einer genaueren Analyse unterzogen werden.

- 35 Ebd., 139.
- 36 Ebd., 141.
- 37 Ebd., 172.
- 38 Ebd., 114.
- 39 Ebd., 13.
- 40 Thomas Luckmann, *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft*, Konstanz 2007, 187.
- 41 Ebd.
- 42 Ebd., 188.
- 43 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 30.
- 44 Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 314.
- 45 Ebd., 142.
- 46 Vgl. dazu Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft*, wie Anm. 3, 77–111.
- 47 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 42.
- 48 Ebd., 106.
- 49 Ebd., 10.
- 50 Ebd., 116.
- 51 Ebd., 108.
- 52 Vgl. Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 3, 450.
- 53 Ebd.
- 54 Ebd., 33.
- 55 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 171.
- 56 Ebd., 24.
- 57 Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 71.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd., 71 f.
- 60 Glettler, wie Anm. 34, 33.
- 61 Ebd., 39.
- 62 Vgl. Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 73.
- 63 Vgl. Lobsien, *Landschaft in Texten*, wie Anm. 16, 3.
- 64 In Hinblick auf die prinzipiell wiederherstellbare Reichweite müsste man wohl in diesem Fall die Unwahrscheinlichkeit einrechnen, jemals wieder in das Haus im Graben einziehen zu können.
- 65 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 190.
- 66 Vgl. Lobsien, *Landschaft in Texten*, wie Anm. 16, 6.
- 67 Theresia Oblasser, „Das Köpfchen voll Licht und Farben ...“ *Eine Bergbauernkindheit* (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 58), Wien/Köln/Weimar 2006, 19.
- 68 Vgl. Rita Maria Garstener, *Zwischen Hofchronik, Amateurliteratur und Reportage. Autobiographisches Schreiben über ländliche Vergangenheit*, in: *Sozialwissenschaftliches Journal* 2 (2007) H. 1, 84–101.
- 69 Vgl. Michael Mitterauer, „Ich in der Geschichte, Geschichte im Ich“. Zur „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien“, in: Klaus Amann/Karl Wagner (Hg.), *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard*, Innsbruck/Wien 1998, 241–269, hier 248–251.
- 70 Vgl. http://www.salzburg.com/wiki/index.php/Theresia_Oblasser (14.1.2011).
- 71 Vgl. Günter Müller, „Vielleicht interessiert sich mal jemand ...“ *Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferung*, in: Peter Eigner/Christa Hämmerle/Günter Müller (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*, Wien 2006, 76–94.
- 72 Volker Depkat, *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), 441–476, hier 453 f.
- 73 Ebd., 454.
- 74 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 206.
- 75 Der Autor bezieht sich hier auf das von Karl Bühler entworfene Organonmodell der Sprache; vgl. Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Stuttgart/New York 1982, 28–35.
- 76 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 209 f.; Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1: *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*, Frankfurt am Main 1981, 435–439.
- 77 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 122.

- 78 Ebd., 122.
- 79 Ebd., 121.
- 80 Ebd., 122.
- 81 Zu den Begrifflichkeiten vgl. Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann, *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen 2002, 24 f.
- 82 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 217.
- 83 „Es taucht immer wieder der Wunsch nach Veröffentlichung bei mir auf. Es würde dem Schreiben noch mehr Sinn geben“, schreibt etwa Theresia Oblasser im Begleitbrief zur Einsendung ihres ersten Teilmanuskripts am 7. März 1988. „Ich wünschte mir, mit jemandem darüber zu reden, das Geschriebene weiterzugeben, zu erfahren, ob es anderen Menschen etwas bedeute“, formuliert sie später in ihrem Beitrag zu einem Schreibauftrag der Dokumentationsstelle: *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* (Hg.), *Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de“*. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996, Teil 2, Eigendruck, Wien 1997, [o.S.].
- 84 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 7 f.
- 85 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 19.
- 86 Ebd.
- 87 Vgl. z.B. Anselm L. Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt*, Bd. 10), München 1991; Jörg Strübing, *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*, Wiesbaden 2004.
- 88 Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, wie Anm. 87, 43 f., 70 f.
- 89 Ebd., 57–62.
- 90 Strübing, *Grounded Theory*, wie Anm. 87, 18 f.
- 91 Vgl. Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, wie Anm. 25, 70–166.
- 92 Bruno Hildenbrand, Vorwort, in: Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, wie Anm. 87, 11–17, hier 12.
- 93 Vgl. auch Günter Müller, „So vieles ließe sich erzählen ...“ *Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik*, in: *Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* (Hg.), *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen*, Wien 1997, 335–356.
- 94 Dieser Vergleich orientiert sich ausschließlich an der von den Verfasserinnen selbst vorgenommenen Untergliederung und Titelgebung in den Originalmanuskripten und lässt redaktionelle Änderungen im Zuge der Drucklegung außer Acht. Ansonsten liegen der Analyse die publizierten Textfassungen zugrunde.
- 95 Vgl. Albrecht Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*, Frankfurt am Main/New York 1983, 17–27.
- 96 Theresia Oblasser, *Schulwegerlebnisse*, unveröffentlichtes Manuskript [1996], *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, 1.
- 97 Als Beispiel: „Wenn am Morgen der Nebel wie ein dichter Schleier über den Wiesen und dem Wald lag und auch den nahen Stall mit einschloss, nahte der Herbst. Der Frauentag, der 8. September, war schon vorbei, die Schwalben hatten sich an die Bauernregel gehalten [...]“ Glettler, wie Anm. 34, 180.
- 98 Glettler Elisabeth, *Kein siebenter Tag*, Originalmanuskript [2009], *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, 15. In der Buchfassung umfasst der ursprünglich so überschriebene Abschnitt die Seiten 33–83.
- 99 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 83.
- 100 Vgl. oben, Abschnitt *Erfahrungen – Landschaft*, 30 f.
- 101 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 80–83.
- 102 Ebd., 9–11, 143 f.
- 103 Ebd., 24.
- 104 Vgl. Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft*, wie Anm. 3, 33–35.
- 105 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 68 f.
- 106 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 27 und 31.
- 107 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 23–25.
- 108 Eine zweite vergleichbare, wenngleich knappere Gegenüberstellung findet sich noch im allerletzten Abschnitt der Jugenderzählung, wo die Atmosphäre auf einem Nachbarhof, auf den Theresia Oblasser letztlich einheiratet wird, unter mehreren Gesichtspunkten als freundlicher, heller, harmonischer skizziert wird (Oblasser, wie Anm. 67, 132).
- 109 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 47 f.

- 110 Nur ein einziges Mal findet in dem autobiografischen Kindheitstext Theresia Oblassers die gegenüberliegende Talseite Erwähnung, nämlich in Zusammenhang mit der Kriegsheimkehr ihres Taufpaten, die vom vis-à-vis gelegenen Hof durch Aushängen eines großen Leintuchs signalisiert wird (Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 27).
- 111 Zu den verwendeten Textsortenbezeichnungen vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität, wie Anm. 81, 141–175.
- 112 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 48–50.
- 113 Zum Begriff des thematischen Felds vgl. Aron Gurwitsch, Das Bewusstseinsfeld, Berlin/New York 1975, 251–302 bzw. Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, wie Anm. 25, 57–69.
- 114 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 15 f.
- 115 Sowohl das frühkindliche Verirren in einer scheinbar ausweglosen Situation als auch das eigentümlich gebrochene Bild der bedrohlichen, aber zugleich faszinierenden „Zigeuner“ finden sich als Topoi in den Erinnerungen unehelich geborener Kinder dieser und früherer Generationen auffällig häufig. Im Extremfall kippt die Gefahr des ‚Gestohlenwerdens‘ in der kindlichen Fantasie ziemlich unvermittelt in die Verlockung des Mitziehens mit den Fahrenden, wenn diese Kinder an einem schlechten Pflegeplatz ohnehin kaum etwas zu verlieren haben. Vgl. Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.), „Als lediges Kind geboren ...“. Autobiographische Erzählungen, 1865–1945 (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 53), Wien/Köln/Weimar 2008, z.B. 27 f., 144, 162 f., 229 f.
Auch die Bauerntochter Theresia Oblasser kennt das Gerücht von den Kinder stehlenden Zigeunern, spielt aber vielmehr mit dem Gedanken, selbst ein solches gestohlenen und an die eigenen Eltern verkauft Kind zu sein, möglicherweise sogar eine Prinzessin, die eines Tages von ihren richtigen Eltern gesucht und wiedergefunden würde (Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 77 f.).
- 116 Z.B. Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 29 f.
- 117 Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 26. Das Motiv der ungewissen Heimkehr taucht wenig später (ebd., 49) noch ein weiteres Mal – neuerlich in engem Zusammenhang mit der Mutter, die plötzlich ernsthaft erkrankt – auf und unterstreicht somit die lebensweltliche Bedeutung dieses Spannungsfeldes für die Autorin.
- 118 Ebd., 42.
- 119 Ebd., 60.
- 120 Ebd., 32.
- 121 Ebd.
- 122 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 190.
- 123 Ebd., 77; hier wird auf das Jugendbuch „Mein Bruder Michel“ von Doris Gates Bezug genommen.
- 124 Ebd., 77 f.
- 125 Ebd., 94; die Autorin bezieht sich auf die erfolgreiche Jugendbuchtrilogie „Die Höhlenkinder“ von Alois Theodor Sonnleitner, in der Kinder in eine entlegene Gebirgsgegend verschlagen und so plötzlich vor die Situation gestellt werden, sich auf früheren Stufen der Menschheitsentwicklung zurechtzufinden.
- 126 Z.B. ebd., 30: „Die Großmutter kannte viele Sprüche, die wir allerdings nicht immer gern hörten. [...] ‚Da alte Grabnbach, da alte Grabnbach, is nach Österreich ocheg‘fahrn. War a dahoam bliebn, war a dahoam bliebn, war eahm dös nit widerfahrn.‘ Neugierig fragten wir, was ihm denn ‚widerfahrn‘ sei. Aber das wusste sie nicht.“ Einen alten, wenig bekannten Spruch wie diesen unaufgelöst und unkommentiert in seine Lebensaufzeichnungen zu integrieren, ist so ungewöhnlich, dass es allemal lohnend erscheint, dahinter einen tieferen persönlichen Sinn für die Autorin zu vermuten.
- 127 Vgl. Christa Hämmerle, Lebensgeschichtliche Ambivalenzen. Eine Einstimmung, in: Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 9–17, 15 f.